



Berlin, den 16. August 1902.

Kulturkampf.

Vor einundvierzig Jahren erschien im zweiten Bande der „Demokratischen Studien“ Lassalles Aufsatz über Gotthold Ephraim Lessing. Er war drei Jahre vorher unter dem frischen Eindruck von Stahrs Lessingbuch geschrieben worden, pries das Buch und den Autor und klang in den Ruf aus: „Die Katharsis, die dieses Werk in jedem eines geistigen Eindruckes nur einigermaßen fähigen Gemüth hinterlassen wird, ist die, es zu erheben über die Qualen und Konflikte, die ihm selbst zustoßen können. Eines edlen, eines nur irgend wahrhaft bescheidenen Gemüthes wird sich eine edle Gleichgiltigkeit bemächtigen gegen Alles, was uns selbst widerfahren kann in einem Kulturkampf, in dem die Größten und Besten langsam und qualvoll verblutet sind“. Zwölf Jahre später — Lassalles populäre Schriften waren den Politikern, die nicht mit stolzem Bewußtsein auf dem Standpunkt des Analphabeten verharren, inzwischen bekannt geworden — trug ein Wahlaufruf der Deutschen Fortschrittspartei in die von Falks Maßregeln erregten Massen den Satz: „Die Fortschrittspartei hat es als eine Nothwendigkeit erkannt, im Verein mit den anderen liberalen Parteien die Regierung in einem Kampf zu unterstützen, der mit jedem Tage mehr den Charakter eines großen Kulturkampfes der Menschheit annimmt“. Und im Oktober 1876 sagte Herr Professor Virchow in Magdeburg: Bei der vorigen Wahl hat die Fortschrittspartei ein Wahlmanifest erlassen, in dem zuerst das Wort ‚Kulturkampf‘ gebraucht worden ist. Vielleicht wissen Sie nicht, daß ich der Erfinder dieses Wortes bin. Ich habe es zuerst in dieses Manifest, das ich verfaßt hatte, hineingeschrieben, und zwar mit vollem Bewußtsein; denn ich

wollte damals den Wählern gegenüber konstatieren, daß es sich nicht um einen religiösen Kampf handle, nicht um einen konfessionellen Kampf, sondern daß hier ein höherer, die ganze Kultur betreffender Kampf vorliege, ein Kampf, der von diesem Standpunkt aus weiter zu führen sei.“ Der pathologische Anatom hat hier, wie auch sonst nicht selten auf seinen Streifzügen ins Flachland der Politik, geirrt: er war nicht der Erfinder des Wortes Kulturkampf. Aber er hatte immer Glück. Wie er, der auf den von Bichat, Müller, Schleiden, Schwann gefügten Grundmauern ein Lehrgebäude errichtete, den Ruhm aller Vorgänger, selbst den Reinhardts, seines begabtesten Mitarbeiters, überstrahlte und heute allgemein als der Erfinder der Cellularpathologie gilt, die er zwar begründet, aber nicht erfunden hat, so taucht, wenn irgendwo das Wort Kulturkampf gesprochen wird, gewiß gleich danach die Behauptung auf, es sei „bekanntlich“ von Virchow erfunden worden. Doch sicher ist nur, daß der Fortschrittsmann dem Wort einen anderen Sinn gab als der Sozialdemokrat. Für Lassalle war Vessing der „größere Luther“, ein Befreier der Menschheit; und der Kampf, in dem er fiel, wurde für eine kommende, von den stärksten Geistern in langwieriger, aufreibender Arbeit erst vorzubereitende Kultur geführt, die den mündigen Menschen aus alten Banden anthropocentrischen und anthropolatrischen Wahnes erlösen sollte. Für Virchow war der köstliche Besiz solcher Kultur schon erworben, durch die liberale Weltanschauung allen Erdenjöhnen, die guten Willens sind, längst gesichert und er wollte ihn nur gegen den Ansturm der Orthodoxie schützen, — natürlich durch die Stärkung der Fortschrittspartei, die den Bethörten, wie Boltaire, die Binde vom Auge reißt. Lassalle dachte an den Kampf um eine neue Kultur, deren Morgenröthe erst leuchten sollte; Virchow wollte eine seinem Bedürfnis genügende, von den Pfaffen aller Kirchen bedrohte Kultur ungeschmälert erhalten. Und da die Menschen stets gern glauben, sie hätten schon Großes, Ungeheures errungen, das jetzt nur noch sorglich zu bewahren sei, so drang die Prägung des politisirenden Anatomen tief ins Volk. Eine Kultur haben wir allein, die Westeuropäer, die Rationalisten, die Jeden nach seiner Fassung selig werden lassen und in jedem Versuch, durch Druck das Gewissen zu zwingen, Sünde sehen; alles Andere ist Unkultur. Das ist zum Bürgerdogma geworden. Wer von russischer, indischer, chinesischer Kultur spricht, wird ausgelacht. Wer etwa gar fragt, ob Savonarola und Luther gegen das Papstthum wirklich die höhere Kultur ihrer Zeit vertraten, wird für einen Narren oder Barbaren gehalten, der nicht weiß, aus der Geschichte aller Theokratien, der Gotik und des Cinquecento nicht gelernt hat, daß Kultur mit

Priesterherrschaft unvereinbar ist. Und wer von einem Kulturkampf redet, meint den Kampf wider päpstlichen Drang, den einzigen Feind, der diese gesicherte, jeden vernünftigen Anspruch befriedigende Kultur gefährdet. Das Wort hat auch in fremden Sprachgebieten, hat selbst im Munde der von ihm Gezüchtigten den Sinn behalten, den die Graue Internationale des Liberalismus ihm gab. Der belgische Centrumsführer Woeffe, der Sohn eines preussischen Protestanten, schrieb die *Histoire du Kulturkampf en Suisse*; und in Frankreich rief neulich ein Redner: *Heureuse Allemagne, où le cauchemar du Kulturkampf est dès longtemps oublié!* Denn unser Kulturkampf ist ja seit Jahrzehnten beendet und nur darüber wird manchmal noch gestritten, ob die Kultur gesiegt hat oder ein neuer Kraftaufwand nöthig ist, um sie vor dem Uebermuth ihrer frommen Feinde zu schützen.

Der Fetisch ist jetzt ungefähr hundertundzehn Jahre alt. Das Wort Kultur, das ursprünglich ja eine Thätigkeit, nicht einen Zustand bezeichnet, ist im modernen Sinn vielleicht niemals im Konvent gesprochen worden; der Begriff aber stammt aus der Vorstellungswelt des jakobinischen Animismus. Als die Jakobiner das Knechtsjoch abgeschüttelt und der trägen Mehrheit ihre Herrschaft aufgezwungen hatten, konnten sie höhere Herren nicht brauchen. Auf den von unreinen Erdenresten göttlichen und monarchischen Regimentes gesäuberten Stuhl setzten sie ein neues, sie ungefährlich dünkendes Gespenst: den Staat. Dieser Staat sollte ihrem Höchsten Wesen, der Vernunft, den Körper schaffen und die natürlichen Menschenrechte verbürgen. Der Staat waren sie; der Vernunft und den natürlichen Menschenrechten bestimmten sie Umfang und Grenze. Was sie Staat nannten, war im Grunde die Summe des einem status, nämlich ihrem, dem Dritten Stande Nützenden; aber sie gaben es für *Ulpian's status rei publicae* aus und gewährten ihm eine Allmacht, die kein Silienkönig zu heischen gewagt hatte. Von Rousseau, dem sie den *Contrat Social* entlehnten, hatten sie gelernt, der Staat habe über die ihm Angehörenden die selbe unbefchränkte Gewalt wie der Mensch über all seine Glieder. Von Natur wegen; denn ohne Berufung auf den Willen der Natur gehts bei Rousseau und seinen Erben nicht ab. Die Natur kennen sie ganz genau. Sie ist gütig und weise und der „natürliche Mensch“ die Wohnstätte aller erfindlichen Tugenden. Diesen natürlichen Menschen haben Priester und Könige an zwei Ketten gelegt: die positive Religion hat seinen Geist, die Ungleichheit des Besitzes und der darauf beruhenden sozialen Geltung seinen Willen gelähmt. Wer die beiden Ketten bricht, wird bewundernd vor dem natürlichen Menschen stehen; und die Natur fordert, daß sie gebrochen werden.

Die Natur, sagt Robespierre, lehrt uns, daß der Mensch, der Jahrhunderte lang Sklave der Tyrannen war, zur Freiheit geboren ist. Zu der Freiheit wenigstens, die der *ami de la vertu* meint, die wohl nicht Jedem aber genügen würde. Der Staat übernimmt die Sorge, den Einzelnen glücklich zu machen — „Bald“, rief Saint-Just, „wird Europa sehen, daß es auf Frankreichs Boden keinen Unglücklichen mehr giebt! —, und muß ihn, den ein Seitensprung leicht aus der engen Glücksbahn werfen könnte, fest am Leitseil halten. Alles gehört dem Staat: Land, Geld, Gedanken, gemünzte und abstrahirte Werthe; wenn er eine neue Moralmode für nöthig hält, muß sie angenommen, wenn er von den Bürgern die blauen und grünen Mäntel verlangt, müssen sie ohne Murren abgeliefert werden. Der Staat ist Grundbesitzer, Erzieher, Richter, Arbeitgeber, Sittenlehrer, Censor, Wegweiser, Heirathvermittler, Familienhaupt, Herr über Gut und Leben; nur die Wahrheit, die in seinen Münzen geprägt ward, darf in Umlauf gebracht, nur, was er schlecht heißt, als schlecht verabscheut werden. Der Staat straft nicht nur den Feind und Verräther, sondern auch den Lauen, der sich ihm nicht mit Haut und Haar zuschwor; damit erfüllt er die Wünsche der Natur und die Verheißungen aller glaubwürdigen Philosophen. Denn was er errang und zu schützen sich rüstet, ist der Menschheit wichtigster, unvermehrbarer Besitz, ist, nach neuerem Sprachgebrauch, „die Kultur“. Und ein Kulturkampf ist jeder Kampf gegen den Konkurrenten, der statt dieses Gutes ein anderes der Menge anpreist, statt der Jakobinerbibel ihr am Ende gar die Evangelien empfiehlt.

Zwei Ketten hatten Rousseaus Nachfahren zu sprengen versprochen. Daß an der einen nicht leicht auch nur zu rütteln war, merkten sie bald; die Ungleichheit des Besizes, die sich unter verschiedenen Formen seit fernem Mythentagen forterbt, hat schon stärkerer und redlicherer Willensanstrengung gespottet. Da man den Menschen aber einmal ungeahnte Herrlichkeit verheißt hat, muß man von Zeit zu Zeit mindestens mit der anderen Kette rasseln; vielleicht übertönts das Aechzen der Armen, denen man die bröckelnde Hütte nicht zum Paradies umwandeln kann. Wohin wir das Auge schicken: überall sehen wir, daß die Jakobiner, die in einem Gemeinwesen die Herrschaft an sich gerissen haben, mit wildem Schlachtgeschrei gegen den Klerikalismus in Feld ziehen. So lange sie in der Opposition waren, bestritten sie jedes Recht der Regierung, jede Autorität, nannten das Volk den einzigen Souverain, die Beamten seine Diensthoten, den Staat die dem Druck seines Fingers gehorchende Maschine; jezt soll die Regierung, der sie nun die Mannschaft stellen, alle Rechte haben, der Staat Gott, das Volk willenloser Sklave sein. Solcher Gegenjag

zwischen Wort und That könnte die Massen aus ihrem Lager scheuchen; deshalb muß ihnen gesagt werden: Wir brauchen die starke Staatsgewalt, müssen, wider eigenen Wunsch, die Geister noch fester binden, weil uns der Pfaffe bedroht und wir diesen gefährlichsten aller Freiheitseinde nur mit diktatorischer Macht niederzuringen vermögen; ist er bezwungen, dann bricht der Bonnetag des Tausendjährigen Reiches Euch endlich an. Das hilft immer für eine Weile; und ehe das Volk den Trug wittert, graut schon der Thermidormorgen und die gestürzten Schreckensmänner können stöhnen, des Schicksals Tücke und der Hierodulen List habe sie an der Vollendung ihres Erlöserwerkes gehindert. Frankreich erneut eben wieder die alte Erfahrung. Ein Ministerium, in dem neben dem der Rutte entlaufenen Becken Combes der gewissenlose miles gloriosus André, der Trinkgeldempfänger Rouvier, der Kneipenjournalist Pelletan und ähnliche Größen sitzen, sucht sich über die Unfähigkeit zu irgend einer fördernden Leistung mit dem Ruf hinwegzufristen: Die Kirche bedroht das freie Leben, die Zukunft der Republik! Diese Regierung, die von dem Anhang der zu schwachenden Strebern herabgesunkenen Genossen Zaurès und Millerand gestützt wird, vermag weder Frankreichs Weltstellung zu bessern noch soziale Schäden zu heilen; nur Eins kann sie, muß sie, um nicht vor dem Blick ihrer Wähler selbst lächerlich zu werden: den Klerikalismus befehlen. Nach dem Gesetz vom dreißigsten Oktober 1886 kann jeder Franzose, Geistlicher oder Laie, der unbescholten und für den Beruf vorgebildet ist, eine Elementarschule eröffnen. Dieses Recht ist durch das 1901 von Waldeck-Rousseau gegen die Kongregationen erlassene Gesetz nicht mit rückwirkender Kraft eingeschränkt. Waldecks Gesetz fordert: jede neu zu gründende Kongregation braucht die staatliche Genehmigung und darf Tochterhäuser nur mit Erlaubniß des Staatsrathes eröffnen; Kongregationen und Tochterhäuser, die sich dieser Bestimmung nicht fügen, können durch Beschluß des Staatsministeriums aufgelöst und geschlossen werden; Schulleiter und Lehrer dürfen Geistliche nur sein, wenn sie vom Staat genehmigten Kongregationen angehören. All diese Bestimmungen gelten, nach Waldecks ausdrücklicher Erklärung, nur für die nach dem ersten Juli 1901, dem Tage, wo das neue Gesetz in Kraft trat, gegründeten Kongregationen und Tochteranstalten. Wann aber hätten Jakobiner im Besiß der Macht je nach dem Rechtsstitel gefragt? Auch wenn sie tyrannisch scheinen, sechten sie für die Freiheit. Herr Combes will dem Staat die obédience monacale erzwingen. Er verlangt plötzlich, auch die von längst bestehenden Kongregationen gegründeten oder geleiteten Elementarschulen müßten vom Staat eine Konzession erbitten, und sperrt ihnen, ehe sie das im Vertrauen auf

den Wortlaut des Gesetzes Versäumte nachholen können, die Thür. Er nimmt den Eltern das Recht, nach freiem Ermessen ihren Kindern die Lehrer zu wählen, jagt hunderttausend Knaben und Mädchen, für die in den Laienschulen des Staates kein Platz ist, aus dem gewohnten Klassenzimmer und läßt ganze Schaaren stiller Klosterschwestern von Gendarmen und Soldaten auf die Straße treiben. Gegen so freche Ungebühr, die sich, weil die Justiz die Verwaltung nicht meistern darf, sicher dünkt, erhebt sich das Land. Berühmte Akademiker, Führer der Fortschrittspartei, protestantische dreyfusards, Radikale, Sozialisten und Atheisten tabeln laut den schmähhlichen Rechtsbruch. Die Staatsiegel werden von den Thoren der Klosterschulen gerissen. Offiziere weigern sich, ihre Truppe gegen wehrlose Nonnen zu führen. In der Bretagne lassen die Bauern die Frucht ihrer Arbeit auf dem Felde faulen und wehren den Bütteln den Eintritt in die verwehnten Schulen. Frauencorps aller Stände bilden sich und die Mitglieredliste des „Bundes zum Schutz der Unterrichtsfreiheit“ füllt sich mit den besten Namen. Die Zeit der Heiligen Liga scheint wiedergekehrt. Herr Combes aber und seine Sippe verkünden den Armen, die den Schwindel noch jetzt nicht durchschauen: Wir retten die Republik! Die alten Jakobiner waren dreister; sie wußten, daß die Orden durch eine vom Staat zu gewährende Konzession nicht ungefährlichen wurden, und schleppten Jeden, der beim Predigen oder beim Kirchenbesuch, als Spender oder Empfänger eines Sakramentes betroffen wurde, ins Gefängniß oder unters Fallbeil. Heutzutage hat mans bequemer. Man braucht den Priester nur wie einen Verbrecher zu behandeln, dem das bürgerliche Ehrenrecht aberkannt ist, von der Schulschwester nur, wie von der Prostituirten, einen polizeilich abgestempelten Gewerbeschein zu fordern: dann ist man ein tapferer Held, kämpft man gegen die Mächte der Finsterniß für die Kultur.

In Frankreich wird die Haß enden, wie sie bei uns geendet hat: mit einer ungeheuren Stärkung des Katholizismus. Nicht nur, weil im Lande des Heiligen Ludwig und der Jungfrau von Orleans, des Konfordates und der Restauration noch weniger als im protestantischen Preußen — nach Bismarcks Wort — „ehrliche, aber ungeschickte Gendarmen, die mit Sporen und Schlepplübel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzen“, ans Ziel kommen können; ondern, weil die Kultur, die geschützt werden soll, erst noch zu schaffen ist und einstweilen weder Frankreich noch Deutschland noch irgend ein anderer Staat das Kulturideal der katholischen Kirche zu überbieten vermag. Diese Kirche spricht zu dem ihr Lauschenden: Ueber Dir waltet der Wille eines

Gottes, der Himmel und Erde, Mann und Weib geschaffen hat und der Dich, wenn Du Dich zu ihm bekennt, von der Erde nach kurzer Läuterungszeit in den Himmel erhöhen wird; sein Gebot lehrt, was gut, was böse ist; sein siebenfach geweihter Diener kann entschuldigen und schuldig sprechen; sein Vaterauge blickt auf jeden Deiner Schritte herab, hat auf Deinem Haupt jedes Haar gezählt; seine Hand greift nur nach der Buchtruthe, um Dich für das ewige Leben im Glanz seiner Gnadennähe vorzubereiten. Wer Das glaubt, kann selig werden, kennt den Zweck, das Endziel seines Daseins und duckt sich, wenn des Schicksals Pfeile und Hagelschauer niederprasseln, ungeschreckt unter den Schirm seines Gottes. Nur findet Mancher, solche Botschaft sei nicht leichter zu glauben als die Wunderwirkung des Weihwassers, die Mutter-schaft einer Jungfrau, die Zauberkrast einer durchlöcheren Bindel, eines von Staub und Motten zerfressenen Rodes, als Hexenkünste und Teufelspuk. So denkt die kleine Schaar der Gottlosen, denen der Himmel leer ist und die lieber an Tyndalls oder Hartleys Hypothesen als an ein im Blau schwebendes jüdisch-christliches Emphyreum glauben; sie lächeln kühl, wenn religiöse Fragen gestellt werden, die für sie keine sind, loben die großartige Symbolik der alten Legenden und können duldsam sein, weil hitzige Fanatismen nie ihre Ruhe störten. Größer, viel größer ist die Zahl Derer, die sagen: Ich weiß nicht, ob ein Gott lebt; wohl aber weiß ich, daß ich auf Schritt und Tritt anstoße, wenn ich der Weisung des Christengottes folge, und daß ich ins tiefste Elend fänke oder in den Kerker gesperrt würde, wenn ich thäte, wie Jesus zu thun befahl; ich sehe denn auch, daß ringsum Keiner so thut, kein Einziger den steilen Pfad des Bergpredigers wandelt, und habe mich deshalb entschlossen, in das große Heuchlerheer einzutreten und auf der Spitze eine Lehre zu tragen, nach der ich im Alltagsgetriebe nie handeln will, niemals, so wahr Mammon mir helfe. Zu diesem Haufen gehören auch die Jakobiner aller Zeiten. Sie sind nicht gottlos, — Gott bewahre! Sie wollen nur eine gereinigte Religion und würdigere Priester. Das ersehnte schon der Dichter des Ernile. Robespierre rief: „Wie hoch steht der Gott der Natur über dem der Pfaffen!“ Und Herr Combes würde sicher sehr böse, wenn man ihn zu den Atheisten würfe. Seit Jahrhunderten, mindestens schon seit dem Zan! zwischen Arius und Athanasius wird an den Dogmen, an der Christologie herumgeputzt, hier ein lästiges Wort wegradirt, da ein Sächchen angeflückt, dort eine Rationalisirung versucht; und eben so alt fast ist der Born gegen die Priester, die dem gerecht wägenden Urtheil doch nicht sündiger, vielleicht sogar von Entartungsmerkmalen heute noch freier scheinen als irgend eine andere Klasse nach

lange unangefochtener Herrschaft. Erreicht hat der große Aufwand nicht viel. Auch Luthers mächtiger Athem hat den römischen Felsen Petri nicht umgeweht. Und was er nicht vermochte, wird den kleinen Leuten erst recht nicht gelingen, die, wie Lessing nach Lavaters Befehrsungsversuch an Wendelsjohn schrieb, „den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“

... Stat crux, dum volvitur orbis. Wenn die Zeichen nicht trügen, wird es dem Weltenwirbel noch lange trogen. Die Mauern der Kirche sind so fest, daß keine Regierung, wie der Protestantismus eine ist, daß nur eine Position — im Wortsinne des Logikers — sie ins Wanken bringen kann. Wer glaubt, mag selig werden, wer eine Nationalreligion, ein der Modewissenschaft angepaßtes Christentum, einen Privatgott für den Hausgebrauch, einen Musterkleriker sucht, mag sie finden. Nur soll man uns nicht länger mehr vorschwätzen, Gassenbalgereien seien der Kampf, den die Menschheit führt, um ihres Lebens und Leidens Zweck zu erkennen, nicht länger ein rückständiges Ressentiment gegen das frühere Vorrecht der Priesterkaste für den Beweis modernsten Bewußtseins ausgeben. Die Nutzlosigkeit der von Regierungen, denen der Muth und die Kraft zu sozialem Wirken fehlt, veranstalteten Pfaffenhezen hat der pariser Arbeiter klar empfunden, der, als er eine Kongregationisten-schule schließen sah, stöhnte: Davon werden unsere hungernden Kinder nicht satt! Schwindelkünste können aber auch den Durst nach Erkenntniß nicht stillen. Und Schwindel ist, dummer oder schamloser Betrug, wenn der Europäer heute sagt, er habe eine Kultur, die er gegen Roms schwarze Rote schützen müsse. Noch ist Kultur der den Massen unzugängliche Sonderbesitz der freisten Geister. Kultur hatte Goethe, da er der Natur den dröhnenden Hymnus sang, der in das Wort stolzer Bescheidung ausklingt: „Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst.“ Kultur kann nur einer inneren Einheit entkeimen, einem grade gewachsenen Stamm, dessen Wurzeln immerhin in mystische Tiefe hinabreichen mögen, dessen Wipfel auf eine enträthselte scheinende Welt herabschauen müssen. Die Völker des christlichen Abendlandes, denen ein Abgrund Glauben und Thun, Reden und Handeln, Kirchenlehre und Staatsbedürfniß trennt und die ihren Heiland verhalten müssen, ehe sie in den Krieg für die Macht oder für den Geldbeutel ziehen, können keinen ernstern Kulturkampf wagen. Ihnen kann die Sonne des Sieges erst leuchten, wenn die neue Position gewonnen ist: die auch den Massegeist bindende Sittlichkeit, die den König Anthropos entkrönt, ehrwürdige Mythologien in die Museen bannt und ohne Heuchlergrimasse dem Bedürfniß irdisch begrenzter Artentwicklung genügt.

Situation und Sprache.*)

Es ist einer der wichtigsten Punkte in der Sprachkritik, daß wir den Zusammenhang oder vielmehr die Zusammenhanglosigkeit zwischen der Wirklichkeitswelt und den Sprachlauten erkennen. Nie und nimmer hat ursprünglich im Sprachlaute Etwas gelegen, das zu einem Ding in der Wirklichkeitswelt direkte oder indirekte Beziehung hatte. Alle Bemühungen, die Sprache aus einer Nachahmung der Wirklichkeit zu erklären, müssen daran scheitern. Wir haben erkannt, daß auch die scheinbar handgreiflichsten Klangnachahmungen nur metaphorische Anwendungen des Klanges sind; und wir haben vermuthet, daß selbst diese metaphorischen Klangnachahmungen erst nachträglich, durch eine Art von Volksetymologie, in den Klang hineingetragen worden sind. Dieser Auffassung von der Onomatopöie widerspricht es also nicht, wenn wir jede Bezeichnung für Dinge oder Erscheinungen der Außenwelt für die Zeit der Sprachentstehung leugnen, wenn wir den Sprachlauten in einer Urzeit nur hinweisende Kraft zugestehen, wie wir ja übrigens auch der entwickeltesten Sprache nur eine hinweisende, deiktische Bedeutung beimessen. Wegener („Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens“) nennt Das gern den Imperativ des Sprechenden. Das heißt: die Aufforderung an den Hörenden, seine Aufmerksamkeit einem bestimmten Punkt der gegenwärtigen Situation zuzuwenden. Er weist darauf hin (unwillkürlich nennen wir eine Belehrung gern eine „Hinweisung“), daß im französischen Demonstrativpronomen diese Aufforderung noch zu entdecken sei. Ce (livro u. s. w.) ist entstanden aus ecco oder ecce id. Sehr hübsch ist die Bemerkung, daß das „s“, mit dem in den indoeuropäischen Sprachen so unendlich häufig der Nominativ singularis, also die weitaus größte Zahl der Dinge in der Wirklichkeitswelt, bezeichnet wird, ein altes Demonstrativum sei, unser „da“. Dieses „da“ mag in einer Urzeit der allgemeinste Begriff, das ewige psychologische Prädikat jeder Sprache gewesen sein. Wir können mit aller Phantasie nicht mehr die Wege des Laut- und des Bedeutungswandels rekonstruieren, auf welchen dann dieses „da“ zu hundertfältigen psychologischen Subjekten wurde, die dann dem „da“ oder „s“ vorangestellt wurden. Verwandte Vorgänge aber lassen sich an der Sprachbildung der Kinder noch beobachten.

Wenn kleine Kinder sprechen lernen, kommt es eben so oft vor, daß die Kinder die Sprachlaute von Amme oder Mutter nachplappern, wie daß die Amme oder Mutter das Lallen des Kindes zur Verständigung artikulierend nachahmt. Daß das Kind doch schließlich die Sprache der Erwachsenen lernt, rührt nur daher, daß es sich in einer erschreckenden Minorität gegen-

*) Ein Fragment aus dem dritten Band von Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“, der im Herbst bei Cotta erscheinen wird.

über seinem Volke befindet und eben einer fertigen Sprache gegenübersteht. In beiden Fällen — ob nun das Kind oder die erwachsene Person den Sprachlaut zuerst hervorbringt — besteht das Sprechlernen jedoch darin, daß der Sprachlaut oder vielmehr das Bewegungsgefühl dieses Sprachlautes sich mit einer Seelensituation des Kindes assoziiert. Der Sprachlaut weist auf die Situation des Hungers, der Kälte, des Lichtes u. s. w. hin und prägt sich nach einigen Wiederholungen so fest ein, daß er an diese Situation erinnert. Wir wissen, daß das Wort „Milk“ oder der entsprechende kindliche Sprachlaut wirklich nur an die allgemeine Situation erinnert und darum in der Sprache der Erwachsenen bald mit Hunger, bald mit Befriedigung, mit Brust oder Flasche, mit Bitte oder Fröhlichkeit übersetzt werden müßte. Daraus ist es auch zu begreifen, weshalb Mutter und Kind einander verstehen, trotzdem das Kind anfangs niemals Sätze spricht, sondern nur einzelne Sprachlaute. Diese erinnern an die gesammte Situation (unklar freilich) und mehr leistet im Grunde auch die entwickelte Sprache nicht. Ein größerer Unterschied zwischen der Sprache des kleinen Kindes und der der Erwachsenen besteht aber darin, daß das außerordentliche Gedächtniß der Erwachsenen jede vergangene Situation wachrufen kann, während der Sprachlaut des kleinen Kindes immer nur auf die gegenwärtige Situation hinweist. Diese hinweisende, deiktische Sprache ist nur insofern ebenfalls eine That des Gedächtnisses, als das Bewegungsgefühl des bestimmten Sprachlautes sich sehr früh mit der bestimmten Situation assoziiert hat. Das kleine Kind verbindet, zum Beispiel, mit seinem Sprachlaut „Milk“ oder dem entsprechenden höchstens die Vorstellung der unmittelbar folgenden Zukunft (weinerlicher, bittender Ton) oder der unmittelbar vorausgegangenen Vergangenheit (fröhlicher, dankender Ton).

Diese Beziehung auf die nächsten Lust- und Unlustgefühle ist charakteristisch für die Sprache des kleinen Kindes; die gegenwärtige Situation wird ja nur dann wahrgenommen und nur insoweit wahrgenommen, als sie interessiert. Dieses Interesse ist beim kleinen Kinde ein rein animalisches. Es hat nicht die geringste Veranlassung, mit seinem Denken oder Sprechen über diese Situation und über die Gegenwart, nebst den Momenten vorher und nachher, hinauszugehen. Das Interesse des erwachsenen Menschen oder gar das des „uneigennütigen“ Gelehrten oder Philosophen ist freilich ungleich ausgedehnter und indirekter als dieses animalische Interesse des Kindes. Aber auch, bez. Later., und wenn. er. ein. Philosoph, wäre., nimmt. schließlich, nur. wahr, was durch ein noch so indirektes Interesse seine Aufmerksamkeit erregt, und hat in seinem Gehirn nur die Erinnerungen an solche Situationen, die einmal seine Aufmerksamkeit erregt haben. So weist auch jedes Wort und jeder Worttheil der entwickelten Sprache schließlich immer auf Situationen hin, die irgend einmal gegenwärtige waren.

Die Verständigung zwischen Mutter oder Amme und dem Kinde entsteht aus der Gemeinsamkeit des Situationbildes. Es ist ja wahr, daß der Enge des Horizontes die kleine Zahl der Sprachlaute entspricht; trotzdem darf man nicht glauben, daß die wenigen Sprachlaute des Kindes zur Verständigung irgendwie hinreichen könnten, wenn nicht eben die gegenwärtige Situation die eigentliche Sprache ausmache. Jeder einzelne dieser wenigen Sprachlaute hat ja eine gewisse Gruppe von Empfindungen zum Ziel, auf das er hinweist. Innerhalb der Gruppe ist der Sprachlaut doch nur unser „da“ und die bekannte Situation sagt das Uebrige. Das Kind macht sich auch gar nichts daraus, die paar Sprachlaute mit einander zu vertauschen. Die Mutter oder Amme versteht es doch aus der Situation heraus. Und der Ton ist fast noch wichtiger als der „artifizierte“ Sprachlaut. Der Ton, der weinerliche oder fröhliche Ausdruck sogar schon, bestimmt in der Situation Alles, was die entwickelte Sprache später so künstlich als Beschreibung der Situation festzuhalten sucht: den Gegenstand der Aufmerksamkeit, die Handlung, die Beziehung auf das Kind, die Zeit der Handlung, die Richtung u. s. w., kurz, die ganze Vielfältigkeit Dessen, was wir die Grammatik der entwickelten Sprache nennen.

Noch ein anderes und überaus tief reichendes Verhältnis zwischen dem Wort und der Situation ist schon in der Kindersprache vorhanden, ein Umstand, der die Inkonsequenz des Sprachkritikers, die Liebe zu seiner Muttersprache, vielleicht genügend erklärt. Wir Alle haben an dem Gebrauch unserer Muttersprache eine tiefe Freude. Es wäre wohlfeil, sie aus dem Behagen allein zu erklären, das uns die bequeme und sichere Art, zu schwätzen, gewährt. Diese Schwatzfreude hat viel mit Eitelkeit zu thun und findet sich noch häufiger beim Plappern in einer fremden Sprache. Das tiefe Gefühl für die Muttersprache hat weit mehr Ähnlichkeit mit der leidenschaftlichen Empfindung für die Geliebte; auch die Liebe ist beim recht gesunden Menschen (man denke an die Definition Spinozas) innig verbunden mit der Erinnerung an Wollust. Wer recht liebt, Der erwartet von der Umarmung eines anderen Weibes als des einen gar keine Lust, weil ihm die Erinnerung dieses Gefühles der Lust allein mit der Vorstellung der Geliebten, ja, sogar mit der Vorstellung von ihrem Namen sich assoziiert. Dieses Gefühl der Lust empfindet man auch im Gebrauch einer Muttersprache. Alle hohen Thaten der Vaterlandsliebe hängen mit diesem Gefühl der Lust zusammen. Und doch ist sich der erwachsene Mensch keiner solchen Lust beim Gebrauch der Worte bewußt.

Aber Lust, die Wollust der Befriedigung seiner höchsten animalischen Interessen hat der Mensch als Kind beim Sprechenlernen erfahren. Die Mutterliebe, diese Fortsetzung der Geschlechtsliebe, hat im kleinen Kinde die Assoziation zwischen den Sprachlauten und der Befriedigung hergestellt. Die

ersten Sprachlaute dienen der Befriedigung der verzweifelten Lebensinteressen des Kindes und wir können nur ahnen, welche Lust das Kind empfindet, wenn es, zum Beispiel, mit dem ersten Sprachlaute „ma“ zugleich seinen Hunger und die Mutterbrust und wer weiß was noch sich vorstellt. Wer mir diese Darstellung nicht glauben will, Der beobachte einmal, wie das Kind nach erfolgter Sättigung den Sprachlaut „ma“ glücklich und fast lieblosend wiederholt.

Die Erfahrung der Kinderstube lehrt also, daß die Kinder, auch wenn sie von der Sprache der Erwachsenen schon Mancherlei gelernt haben, nie etwas Anderes als die Welt ihrer Stube mit den Worten verbinden. Das ist auch nicht anders möglich, weil doch Sprache nur aus Erinnerungszeichen besteht. Hätte ein Kind auch den ganzen Sprachschatz seines Volkes auswendig gelernt, es könnte mit ihm dennoch nicht über den Horizont seiner Kinderstube hinaus denken. Das ist ja der Grundfehler aller Schule, daß sie die Sprache ohne das dazu gehörige Weltbild bietet.

In den Zeiten der Sprachentstehung muß die Sache klarer gelegen haben. Nicht einmal Alles, was dem Horizonte des Einzelnen angehörte, konnte er ausdrücken. Da Sprache als Etwas zwischen den Menschen entstand, konnten die ältesten Sprachlaute nur ausdrücken, was in der betreffenden Gruppe gemeinsamer Horizont war. Und auf der anderen Seite macht uns der gemeinsame Horizont verständlich, daß ein einziger Sprachlaut je nach der Situation Verschiedenes bezeichnen konnte. Die Sprache war und ist ihrem Wesen nach deiktisch, hinweisend. Der ausgestreckte Zeigefinger deutete und bedeutete je nach der Situation tausenderlei Dinge.

Die Wichtigkeit der Situation — Das heißt: des augenblicklich im Gehirn des Sprechenden oder Hörenden vorhandenen Weltbildes — wird uns aus der Kritik des Apperzeptionbegriffes deutlich werden. Ich werde da, mit dem Vorbehalte, daß man von Apperzeption lieber gar nicht mehr sprechen sollte, zu lehren suchen, daß man die Apperzeption höchstens definieren könne als: die Anwendung des persönlichen Wortschatzes auf ein sich der Wahrnehmung aufdrängendes Ding. Jetzt wollen wir einmal sehen, welche Bedeutung die Situation, um dieses Wort beizubehalten, in unserer hoch entwickelten Sprache habe. Wir werden schon hier erkennen, daß auch die verwideltsten logischen Gedankenreihen immer nur das im Gehirn vorhandene Weltbild zurückrufen, daß etwa noch die Aufmerksamkeit auf einen besonderen Punkt dieses Weltbildes gelenkt wird und daß im besten Falle noch ein neues sich aufdrängendes Ding hinzukommt. Ich folge dabei vielfach den Untersuchungen Wegeners, die meine Auffassung von der Apperzeption und dem psychologischen Subjekt sehr erfreulich ergänzen.

Wir müssen dabei vollständig absehen von den Kategorien der Gram-

matik. Wenn am zweiten September 1870 ein berliner Schulmädchen in ihre Klasse stürzte mit dem Ruf: „Napoleon gefangen!“, so deckte sich zufällig das psychologische Subjekt mit dem grammatischen. Das Bekannte, das Gleichgiltige, Das, was man sich an den Sohlen abgelaufen hatte, Napoleon, war zufällig das Subjekt der Neuigkeit. Im Kopfe des Berliners verband sich mit dem Worte Napoleon die Vorstellung des unfähigen, ehrgeizigen oder verzweifelten Franzosenkaisers, die Kriegserklärung, zahlreiche Schlachten, Gefahr, Haß, Verachtung, die Kaiserin Eugenie u. s. w. Das Wichtige, die Neuigkeit, das neue Ding war: „Er ist gefangen“. Das war zufällig das grammatische Prädikat. Es kann sprachlich ganz anders kommen. Wenn ein Kassenbote einen Wechsel präsentiert, so ist sein stummes Vorzeigen des Papiertes die Neuigkeit, das Prädikat. Das ganze Schuldverhältniß, wie es dem Schuldner im Geiste gegenwärtig ist, ist das psychologische Subjekt. Wäre es ein Schuldschein gewesen und hätte der Gläubiger brieflich gemahnt, so hätte das Ganze die Form eines komplizierten Satzes angenommen. Es wäre aus Höflichkeit das psychologische Subjekt ausführlich dargelegt worden. „Sie haben zu der und jener Zeit aus diesem oder jenem Grunde Geld gebraucht; ich habe es Ihnen geliehen. Sie haben an dem und dem Tage einen Schuldschein unterschrieben und sich zur Rückzahlung am heutigen Tage verpflichtet: zahlen Sie.“ Das psychologische Prädikat liegt in dem allein wichtigen und gewissermaßen neuen Dinge: „Zahlen Sie“. Wäre das Prädikat allein ausgesprochen worden, der Schuldner hätte sich das psychologische Subjekt schon hinzugebacht.

Wegener unterscheidet sehr gut zwischen verschiedenen Voraussetzungen der Situation. Immer ist es die Situation, welche das psychologische Prädikat erst erklärt. Es giebt eine Situation der Anschauung, wie wenn in einer Gesellschaft Herr Müller — das neue Ding — vorgestellt werden soll und der Vorstellende mit einer einfachen Handbewegung sagt: „Herr Müller“. Ein Pedant nur würde das psychologische Subjekt mit aussprechen und sagen: „Wir sind hier im Hause des Herrn Schulze lauter alte Bekannte beisammen bis auf diesen einen Herrn, dessen Namen ich darum ausdrücklich nennen will. Dieser Herr heißt Müller.“ Eine solche Form der Vorstellung wäre aber nicht nur pedantisch, sondern nach dem Sprachgebrauch sogar unhöflich. Eine Handbewegung tritt für das psychologische Subjekt ein. Und so wirksam ist die Anschauung, daß kein Anwesender auf den Gedanken kommt, der Vorstellende meine mit „Herr Müller“ seine dabei vorgezeigte Hand. Es giebt weiter eine Situation der Erinnerung. Wenn wir zu Zweien den Konzertsaal verlassen und ich „Herrlich!“ sage, so meint mein Begleiter nicht, ich hätte das Wetter oder die Beleuchtung oder sonst Etwas gemeint. Er bezieht das Prädikat mit Sicherheit auf das eben gehörte Musikstück. Ich brauche

nicht erst auseinanderzusetzen, daß diese einfachen Fälle auch auf wissenschaftliche Unterhaltungen Anwendung finden. Es giebt ferner eine Situation des Interesses, die Wegener nicht ganz glücklich die Situation des Bewußtseins nennt. Jedes Individuum, jede kleine und große Menschengruppe, jedes Volk hat ein bestimmtes Weltbild, das sich von dem Weltbild anderer Individuen, anderer Gruppen, anderer Völker unterscheidet. Diese Weltbilder sind Situationen des Interesses und erklären entweder ausdrücklich oder stillschweigend das psychologische Prädikat. Man denke einmal daran, welchen Sinn das Wort „Hundertmarkschein“ im Munde eines Arbeiters und eines Bankiers, eines Studenten und eines Finanzministers, eines Zeichners und eines Falschmünzers, eines Deutschen und eines Franzosen habe. Wird mit dem Wort Hundertmarkschein der Preis eines bestimmten Quantums Brot bezeichnet, so kann unter Umständen das Brot oder das Geld das psychologische Prädikat sein und das psychologische Subjekt wird unter Umständen sich nur in einem dicken Bande vollständig ausdrücken lassen.

Wegener nennt das psychologische Subjekt gern die Exposition. Was er darunter versteht, wird am Deutlichsten durch Anwendung dieses Begriffes auf eine fortlaufende Erzählung, einerlei, ob die Reihe von Sätzen zu einem Roman oder zu einer historischen Darstellung verknüpft wird. Wie in einem Theaterstück die Exposition uns mit den handelnden Personen bekannt macht, die wir nachher in ein interessantes Erlebnis verstrickt sehen, so ist in jedem einzelnen Satz einer Erzählung etwas Bekanntes und etwas Neues. Das Neue wird durch den Vorgang der sogenannten Apperzeption mit dem Bekannten verbunden. Das Bekannte, das wir das psychologische Subjekt genannt haben, ist vom Standpunkt des Inhaltes die Exposition zum Prädikat. So sieht es im Kopf des Sprechenden aus. Und auch im Kopf des Hörenden wird jede hervorgerufene Vorstellungsgruppe, insofern sie Bekanntes ins Gedächtnis zurückruft, zu einer Exposition für das Neue, für das psychologische Prädikat. Im nächsten Satz ist dann das eben erst neu Hingelernte wieder psychologisches Subjekt für ein neues Prädikat geworden, so wie die aufregende Peripetie des vierten Aktes zu einer Exposition des fünften Aktes werden kann. Wir sind an diese Thätigkeit unseres Gehirns zu sehr gewöhnt, um uns über ihre Erscheinung in der Sprache noch zu verwundern. Wir wissen, daß die Sprache in abstracto — Das heißt: der besondere Sprachschatz eines Volkes oder eines Individuums — das Gedächtnis dieses Volkes oder dieses Individuums ist. Die einzelne Äußerung in concreto ist dann die Anwendung des Gedächtnisses, womöglich die Bereicherung des Gedächtnisses um eine Neuigkeit, um ein Prädikat. Was dabei aktiv ist, Das ist der uns wohlbekannte und doch so unerklärliche Zustand, den wir als Aufmerksamkeit kennen gelernt haben. Ein Interesse steckt dahinter. In der

Erzählung, sei sie nun Geschichte oder Roman, wird das Interesse auf eine bestimmte Thatsache gelenkt. Zum Beispiel: In einer Lebensbeschreibung von Goethe halten wir gerade bei dem leipziger Studenten. Zu der Exposition im Eternhaufe ist das Leben und Treiben in Leipzig als psychologisches Prädikat hinzugekommen. Wenn ein neues Kapitel nun mit den Worten beginnt: „Er dichtete damals die Lieder“ u. s. w., so ist „er“ das grammatische Subjekt des Satzes, aber viel bedeutungsvoller ist es als psychologisches Subjekt. Was im vorhergehenden Kapitel das Neue, das Prädikat war, Das wird nun als bekannt vorausgesetzt, ist zum psychologischen Subjekt geworden und ist in seiner ganzen breiten Masse nothwendig, um das nun folgende Neue richtig appetitieren zu können. Wenn dann fünfzig Seiten später Goethes Leben und Treiben in Strassburg dargestellt worden ist, so wird dieses Neue wieder zur bekannten Voraussetzung für ein folgendes Kapitel, das beginnt: „Er schrieb den Götz.“ Das psychologische Subjekt wächst so von Seite zu Seite an Inhalt. „Er“ ist jetzt der strassburger Student geworden mit seinen Beziehungen zu Herder, mit seiner Bewunderung für den Dom, mit seiner Liebe zu Friederike. Hinter dieser Fülle von Inhalt steckt natürlich — von der Aufmerksamkeit weniger beleuchtet — der leipziger Student, der Knabe Wolfgang u. s. w. Die Sachlage in unserem Gehirn ist, wenn man die Enge des Bewusstseins dabei in Betracht zieht, eine sehr merkwürdige. Im Bewusstsein, im Blickpunkt der Aufmerksamkeit steht immer nur das augenblicklich Interessante, das neue Prädikat. Das letzte Prädikat, das eben erst zum psychologischen Subjekt geworden ist, ist aber noch unmittelbar zur Hand, der Verkehr mit Herder zum Beispiel; es hat die Stimmung erzeugt, in welcher wir die Neuigkeit, daß er den Götz schreibe, anders aufnehmen als sonst. Etwas weiter bei der Hand, aber immer noch alle Zeit zur Verfügung sind die weiter zurückliegenden psychologischen Subjektprädikate: der leipziger Student, Goethe im Vaterhaus u. s. w. Was wir sonst im Gedächtniß haben, etwa die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges oder die Erfindung der Photographie, ist nicht bei der Hand, ist weder psychologisches Subjekt noch psychologisches Prädikat. Der gleiche Vorgang ist bei der Lecture jedes Romanes zu beobachten. Die beiden ersten Bände sind das psychologische Subjekt, wenn der dritte Band mit den Worten beginnt: „Adolar erwachte.“ Immer ist es das bereits Bekannte, was wir die Situation nennen können.

Ich möchte den Ausdruck Situation in einem weiteren Sinn gebrauchen, als es bei Wegener geschieht, weil „Situation“ einen Mangel der Ausdrücke „psychologisches Subjekt“ und „Prädikat“ nicht besitzt. Diese Bezeichnungen haben sich nämlich wohl von der Grammatik emanzipirt, sie setzen aber im Sprachverkehre zwischen zwei Menschen (zum Beispiel zwischen dem

Autor und dem Leser) eine Einheit des Bewußtseins voraus, die nicht vorhanden ist. Schon Das, was wir eben bei der Erzählung bemerkt haben, daß nämlich unaufhörlich das psychologische Prädikat des vorausgehenden Satzes zum psychologischen Subjekte des folgenden Satzes wird, ist für den Sprechenden und für den Hörenden nicht gleich. Nicht einmal für alle Hörer oder Leser stimmt es genau, weil jeder einzelne Hörer oder Leser eine bessere oder schlechtere Vorbereitung mitbringt; was für den einen bekannt und Subjekt ist, ist für den anderen neu. Der Sprecher gar oder Autor stellt sich ja nur so, als ob er ordentlich vom Bekannten zum Unbekannten weiter ginge; er versetzt sich in die Seele des Hörers oder Lesers, um für ihn das fortdauernde Spiel der Verwandlung des Prädikates in ein Subjekt zu vollziehen. Für ihn ist das achtzigjährige Leben Goethes die Exposition oder das psychologische Subjekt für den Tod des Faust oder den Tod Goethes oder für die Wirkung Goethes auf die Folgezeit. So können wir mit dem Begriff des psychologischen Subjektes und Prädikates für die letzten Feinheiten des Denkens nicht viel anfangen und halten uns besser an die Situation der Seele, die zwar unklar, aber dafür ohne falschen Nebenbegriff so gut auf den Ausruf „Es regnet!“ wie auf die Abfassung oder Aufnahme eines historischen Werkes Anwendung finden kann.

Diese Situation der Seele umfaßt Das, was man etwas großartig die Weltanschauung des Einzelnen nennen mag, wohlgemerkt: die Weltanschauung, wie sie im Moment gerade beim Sprecher oder Hörer vorhanden ist. Wir haben unsere Weltanschauung nicht immer beisammen. In dieser Weltanschauung steckt viel mehr als das bloße Wissen, obgleich auch die Summe der Erkenntniß mit unzähligen Fäden an die Zufälligkeit unzähliger Augenblicke geknüpft ist. Die Weltanschauung ist weiter von dem Habitus des einzelnen Menschen bestimmt, von seiner physischen Komplexion, deren Vielgestaltigkeit man vorzüglich physiognomisch in die Temperamente eingetheilt hat. Die Weltanschauung des Einzelnen ist weiter beeinflusst von den herrschenden Ideen einer Zeit, also von ihren Vorurtheilen. Eine rothe Nelke im Knopfloch eines Volksredners spricht heute ihre Sprache; sie wird verständlich durch die Situation, durch die Idee oder das Vorurtheil der gegenwärtig herrschenden Weltanschauung. Die rothe Nelke war vor hundert Jahren stumm. Wenn ein Stamm von Menschenfressern sich zu einem Festmahl niedersetzt, um einen erschlagenen Feind zu verzehren, so sind die dabei ausgeführten frommen Gesänge nur für Den verständlich, der die Situation kennt, die Weltanschauung, welche die Seele des Fressenden um die muthige Seele des Erschlagenen zu bereichern meint. So hat jedes Volk und jede Zeit ihre besondere Kultur-situation; es ist der Hauptgrund, weshalb die Dichtungen ferner Völker und ferner Zeiten uns unverständlich geworden sind. Es sind oft Pointen, zu denen wir die Anekdoten nicht kennen.

Der größte Theil alles Sprechens besteht bei Sprechenden und Hörenden in einem Ueberblick oder in einem Rückblick auf die Situation. Je gegenwärtiger oder je gemeinschaftlicher die Situation ist, desto weniger Worte sind nothwendig. In der Erzählung kann ein „er“ oder der Name des Helden ganze Sätze ersetzen. Die Bühne gestattet eine knappere Sprache, weil sie die Situation der Anschauung bietet. Der Roman muß ausführlicher sein als ein Geschichtswerk, weil der Leser vorher absolut nichts an Situation in sich vorfindet.

Ein rasches und festes Wahrnehmen ist nur möglich, wo die Seelen-situation zwischen den Menschen nahezu gemeinsam ist. Einen Leitartikel, der wohlbekannte Phrasen zusammenstellt, einen gewöhnlichen Roman, der wohlbekannte Menschenchicksale erzählt, überfliegen wir mit den Blicken: bringt uns ein Buch Neues, so müssen wir jede Silbe, unter Umständen jeden Buchstaben beachten. So auch im Gespräch. In älterer Zeit oder bei minder kultivierten Völkern war und ist die gemeinsame Seelen-situation so weit vorhanden, daß auch der Sprechende seine Sätze gewissermaßen nur überfliegt. Man achte einmal darauf, wie auch bei uns innerhalb einer behaglichen — Das heißt: auf gemeinsamen Empfindungen ruhenden — Familie das Gespräch leicht und mühelos geführt wird. Die Hauptsilben werden kaum stärker betont als im Gespräch zwischen Fremden Neben-silben; und Neben-silben werden ganz fallen gelassen. Ein so intimes Familiengespräch ist im höchsten Grade elliptisch. Die neuesten Dramatiker machen von dieser Beobachtung unbewußten Gebrauch. Je ungleicher die Seelen-situation zwischen den Menschen ist, desto pedantischer müssen alle Forderungen der Grammatik erfüllt werden, desto wichtiger wird schließlich die Betonung der Haupt-silben. Nicht nur in Parlamenten, vor Gericht, wo unzusammengehörige Menschen sich besprechen müssen, kommt es zu der toten Schriftsprache; sondern schon der sogenannte Verkehr der einander nicht verstehenden modernen Gesellschaft macht den Gebrauch der Schriftsprache nothwendig. Auch dieser Umstand wirkt dahin, daß die neueren Schriftsprachen langsamer in ihren Lauten verfallen, als es früher in der natürlichen Sprechweise der Fall war.

Die Schwierigkeit, die Situation für den Sprechenden und den Hörenden gemeinschaftlich klar zu machen, wächst mit der zeitlichen oder räumlichen Entfernung des Gegenstandes; sie wächst ferner mit der Komplizirtheit des Gegenstandes. Es kann die Erklärung anstatt eines einzigen Wortes ein ganzes Buch erfordern. Wendet sich aber der Sprecher gar, wie ein Autor, an eine unbestimmte Menge von Hörenden, so bleibt ihm nichts übrig, als die Situation vollständig mitzutheilen, seine Weltanschauung vollständig auf die Volksmasse zu übertragen. Der Autor (Denker oder Dichter) kann ein Genie sein und braucht doch die Fähigkeit zu dieser Mittheilung nicht zu

besitzen. Es ist ein überaus seltener Fall, wenn ein genialer Dichter zugleich die Weltanschauung seiner Zeitgenossen spielend beherrscht, seine eigene um eine Fülle neuer Prädikate vermehrt hat und sein Volk mit diesen neuen Prädikaten zu beschenken vermag.

Wir werden gleich erfahren, welche Bedeutung die Gemeinsamkeit der Situation für die Sprache habe. Zunächst sei nur an einem Beispiel gezeigt, wie der Sprachgebrauch vorgeht, um zwischen Sprecher und Hörer die Ungleichheit der gegenwärtigen Vorstellungsmasse zu überwinden, also für den Augenblick eine Gemeinsamkeit der Situation herzustellen. Wegener hat Das für die Apposition oder den Relativsatz überzeugend dargelegt. Ich möchte seinen Gedanken dahin erweitern, daß die weitaus größte Menge alles Sprechens auf diese Thätigkeit hinausläuft; ja, man kann sagen: die Langweiligkeit der meisten Bücher und Menschen kommt daher, daß der weitaus größere Theil der Rede auf Herstellung einer gemeinsamen Situation, auf Rück-erinnerung oder Mittheilung der Exposition verwandt und die Neuigkeit, das Interessante, nur mit einem Wort oder einem kurzen Satz hinzugefügt wird. Die Sache scheint mir am Besten illustriert zu werden durch den Bekanntlich-Stil vieler historischen Werke; der Verfasser giebt die Exposition in breiter Vollständigkeit und verräth seine imponirende Gelehrsamkeit nicht ohne Kletterie dadurch, daß er die ihm wohlbekannten Thatfachen, und wenn sie noch so entlegen wären, durch ein „bekanntlich“ oder eine ähnliche Wendung als eine ihm und dem Leser gemeinsame Situation der Seele hinstellt. Da sind nun zwei Fälle möglich: entweder der Leser besitzt die Kenntnisse wirklich, dann wird ihm der Situationplan langweilig durch seine Ueberflüssigkeit; oder dem Leser ist das Alles neu, alle die angedeuteten psychologischen Subjekte sind ihm Prädikate, er kann all das Neue nicht zugleich fassen und die Exposition wird ihm langweilig durch ihre Schwierigkeit. In Wahrheit kann dem lebhaften Menschen nichts so langweilig werden wie die Sprache, wenn nämlich ein Anderer Expositionen spricht.

Um nun aber die Sprachform verständlich zu machen, in welcher die Gemeinsamkeit der Seelensituation hergestellt wird, denke man an das vorige Beispiel: „Abolar erwachte“, womit der dritte Band eines Romanes beginnen sollte. Hat der Verfasser kein rechtes Vertrauen in die Kraft seiner Darstellung oder in das Gedächtniß des Lesers, so wird er wohl die Gemeinsamkeit der Seelensituation unterstützen, etwa so: „Abolar erwachte — der geneigte Leser erinnert sich, daß Abolar in dem Augenblick, als er die Strickleiter zum Thurm seiner Geliebten emporklettern wollte, von seinem elenden Nebenbuhler durch ein Schlafmittel betäubt wurde — u. s. w.“ Solche Hinweisungen auf Bekanntes und vielleicht Vergessenes, die unter Umständen im Bekanntlich-Stil auch Mittheilungen von nothwendigen Expositionselementen

sein können, finden sich in jedem schlechten Roman, aber auch in jeder historischen Darstellung. Wegener hat sehr fein erkannt, daß in dem Satz: „Themistokles, ein Grieche aus Athen, ein Zeitgenosse des Aristides, schlug bei Salamis die Perser“ die Exposition („ein Grieche aus Athen, ein Zeitgenosse des Aristides“) gegen alle Logik dem Prädikat folge. Ich mache in Parenthese darauf aufmerksam, daß Themistokles eigentlich nur vor der Aussprache des Wortes das psychologische Prädikat ist, daß der Träger dieses Namens nach den erklärenden Mitteilungen zum psychologischen Subjekt wird und daß am Ende das psychologische Prädikat je nach der Absicht des Sprechers und nach der Sachkenntnis des Hörers in „schlug“ (dem grammatischen Prädikat) oder auch in „Perser“ oder in der Ortsbezeichnung stecken konnte. Die expositionalen Elemente, daß Themistokles Der und Der war und zu der und der Zeit lebte, drückt nun die Sprache durch eine Apposition oder durch einen Relativsatz aus. Wegener erklärt Das aus einer Art von Korrektur. Der Redende erfahre durch die Zwischenrufe oder durch die Mienen des Zuhörenden, wie groß oder klein die Sachkenntnis des Hörers sei, wie weit die Situation bei ihnen Beiden gemeinsam sei, und füge nun — gewissermaßen auf eine Frage des Anderen — mehr oder weniger ausführlich Daten über den *pp.* Themistokles hinzu. Diese Hinzufügungen, die in unserem Satz aus acht Worten bestehen, können aus Gründen der Belehrung zu einem Buch anwachsen. Für den Satzbau, auf den es ihm dabei mehr ankommt als mir, kommt Wegener zu dem Schluß: „Es ist daher psychologisch nur natürlich, daß der naive Mensch die Expositionselemente erst nach dem Prädikat ausspricht. Die einmal geschaffene und festgewordene Sprachform behält auch der künstlerisch gestaltende Dichter und Schriftsteller bei. Apposition und Relativsatz sind also nachträgliche Korrekturen unserer mangelhaften Darstellung.“

Man kann die Apposition eben so wie die noch formlosere Parenthese als Einbringlinge in den syntaktischen Bau auffassen. Allemal wird doch nur, indem der Erzähler aus der Rolle fällt, entweder an etwas Bekanntes erinnert oder etwas Neues aus Höflichkeit „bekanntlich“ genannt. In der Apposition oder der Parenthese können aber alle möglichen Arten der Gedankenverbindung verborgen sein: die Zeit- oder Ortsbestimmung, die Bedingung, die Folge, der Gegensatz, kurz alle Bedeutungsformen der Verbindungen von Haupt- und Nebensätzen. Die einzelnen Sprachen haben sich, wie bei der Apposition, an eine bestimmte Anordnung, an eine bestimmte Syntax gewöhnt. Wir sind auf die Syntax unserer Muttersprache so sehr eingelebt, daß wir uns einbilden, dieser Ordnung der Sätze das Verständnis zu verdanken. Im Grunde aber ist die Syntax nur eine bequeme Gewohnheit; es ist für die Regelmäßigkeit der Syntax so wenig ein logischer Grund vor-

handen wie dafür, daß wir unsere Schrift von links nach rechts lesen, während andere Völker von rechts nach links oder von oben nach unten schreiben und lesen. Auch ein Gemälde übersehen wir sehr schnell, ohne daß wir einen Führer für den Weg unseres Auges besäßen; der gute Maler hat dafür gesorgt, daß die Hauptgestalt (sein psychologisches Prädikat) zuerst durch Licht oder Farbe unsere Aufmerksamkeit anziehe; über die Situation oder Exposition des Bildes orientiren wir uns nach unserem Gutdünken. Nun ist allerdings die Rede — „bekanntlich“ — eine in der Zeit flüchtige Erscheinung und hat eine Art von konventioneller Behandlung nöthig. Doch die konventionellen Formen der Syntax sind nur kleine Hilfen der Gedächtnisse; alle Regeln der Wortfolge, alle Konjunktionen der Zeit, der Bedingung, der Kausalität u. s. w. beschleunigen nur die Orientirung; zuletzt muß der Zuhörer die entscheidenden Worte zu dem Situationsbilde aus seiner Erfahrung zusammenfügen. Was nicht vorher in seinem Gedächtniß war, kann durch keine Wortfolge und durch keine Konjunktion erzeugt werden. Hat er nicht den Begriff der Kausalität erfaßt, so nützt ihm keine kausale Konjunktion. Die Situation im Kopfe des Redenden wie des Zuhörers besteht aus Erinnerungsbildern, die sich ohne Konjunktionen assoziiren.

So sind wir wieder einmal zu dem Grundgedanken dieser Kritik zurückgeführt, wieder auf einem neuen Wege. Wir haben gesehen, wie alles Reden im Gespräch und alle Sprachkunst des Schriftstellers darauf ausgeht, eine Gemeinsamkeit der Seelen-situation zwischen den Unterrednern, zwischen Autor und Leser herzustellen. Diese Gemeinsamkeit läßt sich immer nur für den augenblicklichen Zweck, für die verständliche Mittheilung des augenblicklich sich ausdrängenden Prädikates erreichen. Eine wirkliche Gemeinsamkeit des Weltbildes zwischen zwei Menschen ist niemals vorhanden. Niemand können zwei Menschen einander vollkommen verstehen. Denn alle syntaktischen Mittel der Sprache betreffen nur die allgemeinsten Beziehungen. Es hieße, in Schwindel erregende Abgründe hineinschauen, wollten wir auch nur fragen, ob die Menschen sich bei den Kategorien der Zeit und der Ursache das Gleiche vorstellen; doch wenn diese Frage auch bejaht würde, so würde durch die Gleichheit der syntaktischen Empfindungen doch noch lange nicht eine Gemeinsamkeit der Situation ermöglicht. Die Syntax bietet doch nur Etwas wie ein Negwerk auf dem Zeichenpapier; das Bild muß jeder Einzelne von seiner persönlichen Erfahrung hineinzeichnen lassen. Und wir wissen, daß der Wortschatz, in welchem sich die individuelle Erfahrung ein Lager aufgehäuft hat, niemals bei zwei Menschen auf die gleichen Sinnesindrücke zurückgeht.

Grunewald.

Fritz Mauthner.



Graufame Sterne.

Die Mitternacht brennt grell im Sternenschein —
 So wehes Licht fällt in mein Kämmerlein.
 Durch meine blasse Hand jagt Lebensgluth,
 Ich seh' in meiner Adern rollend Blut . . .
 Durchsichtig ist der Raum und ist die Stunde.
 Dringt Ihr mit Euren Fackeln bis zum Grunde?
 Grausamste Sterne, die noch je entlohten,
 Weckt Ihr die Toten?

Rings ist es stumm; doch Euer Licht ist laut,
 Als ob dem Schweigen Auferstehung graut.
 Ihr wandelt Mitternacht zu lichter Zeit . . .
 Was leuchtet Ihr in die Vergangenheit?
 Hebt vom Geheimniß dieses Schlags die Siegel
 Und reißt vom Thor der Thränen alle Riegel?
 Und ruft von dort herüber blasse Boten:
 All meine Toten?

Sie sehn mich mit kristallinen Augen an.
 Viel ungeweinte Thränen blißen dran
 Und rührend Bitten um verneintes Glück . . .
 Ihr tastet Euch in diese Welt zurück?
 Wollt Ihr um heißeres Gedenken werben?
 Und seht Ihr Euch aus allzu frühem Sterben
 An meinen Mund zurück, den lebensrothen,
 O meine Toten?

Die ihr so tief vom Lebensleid erblaßt,
 Läßt Euch der Durst im letzten Bett nicht Raß?
 Ach, aller Erdenlust demantnen Quell
 Verschüttet ja der Staub der Tage schnell —
 Und keinen Becher gönnt Euch mehr die Stunde,
 Kein Tropfen löscht die Gluth von Eurem Munde . . .
 Das Leben steht in strengeren Geboten
 Als alle Toten . . .

Graufame Sterne, weckt Gestorbnes nicht
 Und zündet nicht die Fackeln zum Gericht!
 Was habt Ihr nun die tiefe Mitternacht
 Und Tod und Leben schleierlos gemacht
 Und aufgedeckt die Welt- und Seelengründe
 Und auferweckt die Seligkeit und Sünde?
 Wenn doch das letzte Ziel ist aller Zeiten:
 Vergessenheiten?

Baden-Baden.

Ulberta von Puttkamer.



Mein Jubiläum.

Ganz im Stillen feierte ich mein Jubiläum. Nach vielen Quersfahrten bin ich auf der selben Stelle gelandet — in Plänitz —, wo ich, vor genau dreißig Jahren, meine schriftstellerische Laufbahn begann. Begann mit der „Psychologie der Liebe.“ Das war kein geringes Unternehmen. Allerdings hatte ich schon etwa zehn Jahre früher einen ersten Ausflug gewagt. Es war die Zeit, da der ausgezeichnete, früh verstorbene Strafrechtslehrer Professor von Holzendorff in eine heftige Fehde mit der Inneren Mission gerathen war. Holzendorffs strafrechtliches Gewissen vertrat nicht die damals in Preußen eingeleitete Uebertragung des Gefängnißwärterdienstes an die Bruderschaft des Rauhen Hauses. Nachdem der kluge und einflußreiche Gründer und Leiter des Hauses, der ehemalige hamburgische Kandidat Wichern, auf den Posten eines Vortragenden Rathes für Gefängnißangelegenheiten gerückt war, stand zu befürchten, die von ihm herangezogene Bruderschaft werde bald genug in der niederen Verwaltung des Gefängnißdienstes die Zügel an sich reißen; für die obere war durch Wichern selbst gesorgt. Mit diesem Eindringen eines halb geistlichen Elementes würde sich, so fürchtete Holzendorff, jener sich überhebende Zug Solcher, die sich ausermählt und bedorngt dünken, breit machen, der gerade den minderen Gebildeten am Meisten eigen zu sein pflegt. Er würde das Laienelement verdrängen und außerdem durch die Richtung auf äußerliche Trümmigkeit unter den Gefangenen sehr leicht der Heuchelei und einer Scheingefinnung Vorschub leisten, die deren eigentlicher sittlicher Gesandung entgegen wirken könne. Deshalb schrieb Holzendorff ein paar den Gegenstand scharf beleuchtende Streitschriften, darunter die Brochure „Ein protestantischer Orden im Staatsdienst“, die sich lebhafter Anfeindung in der gegnerischen Presse, namentlich in der Kreuzzeitung, zu erfreuen hatten. Ich hatte Holzendorff in einer Gesellschaft kennen gelernt und mich von ihm, der mir später eng befreundet wurde, als einer mir sehr sympathischen Persönlichkeit lebhaft angeregt gefühlt. Mit einer leichten Nuance, die den preussischen Adelligen, ja, man könnte, wenn man den etwas schnarrenden Ton

berücksichtigte, beinahe sagen: den preussischen Junker verrieth, verband er die Würde und Haltung des echten Gelehrten, des Mannes von Gesinnung, der freimüthig urtheilte und den materiellen Schäden, der ihm daraus erwuchs, mit Ruhe über sich ergehen ließ. Seine wissenschaftliche Stellung war und blieb unangetastet, der unermüdbliche Fleiß auf seinem Spezialgebiet allgemein anerkannt. Mir als Hamburger von Geburt, der schon in seiner Jugend viel vom Rauhen Hause, in dessen Nähe ich sogar aufgewachsen war, von den dort heimischen Bestrebungen und Zuchtmitteln gehört hatte, lag es sehr nah, mich für den Kampf, in den ich Holzendorff verwickelt fand, zu interessieren. Sein Vorschlag, mich in irgend einer Weise literarisch daran zu betheiligen, ehrte mich, der noch nie die Feder geführt hatte, und ermutigte mich zugleich durch das mir bezeigte Vertrauen. Damals handelte es sich um die Gründung des „Johannesstiftes“ bei Berlin. Der im „Rauhen Hause“ waltende Geist sollte von mir öffentlich beleuchtet werden.

Die unter dem Titel: „Das Johannesstift. Eine Warnung“ veröffentlichte, sehr lebhaft geschriebene Brochure hatte Glück. Ich hatte in den „Schillingbüchern“ des Rauhen Hauses „die Klassiker der Inneren Mission“ entdeckt. Ich citirte Verse wie

Jahr hin, Welt, mit Deinem Dreck,
Du kannst mich nicht laben,
Jesus ist mein Liebesgweck
Wenn ich Den mag haben u. s. w.

Ferner einen Bannfluch gegen die irdische Liebe, die doch nichts ist

als ein Rauch, ein Schemen.
Auf verfluchter Liebe Brauch
Folgt verfluchtes Träumen.

Weiteres ist meinem Gedächtniß entfallen. Diese Verse machten die Runde durch die gesammte Presse. Auch mein von Ludwig Feuerbach ausdrücklich gebilligter Vorschlag, einen Anti-Missionverein zu gründen, wurde in der Tagesliteratur eifrig besprochen. Mein Debut in der Schriftstellerwelt war also nicht gerade besonders unglücklich. Trotzdem ließ ich es bei diesem ersten Versuch, dem später einige Aufsätze in Oppenheims „Deutschen Jahrbüchern“ folgten, viele Jahre hindurch bewenden. Der Zeitungsdienst, der mich in Anspruch nahm (zuletzt als Redakteur der Rationalzeitung), verschlang eben alle verfügbare Zeit und Kraft. Erst als diese Kraft nahezu erschöpft war und ich mich mit sehr abgearbeiteten Nerven in das stille Villnig zurückgezogen hatte, fing ich an, mich auf mein schriftstellerisches Selbst zu besinnen. Zehn Jahre der leidigen Politik geopfert; und die Politik des Herzens, die Liebe, hatte mir doch eigentlich immer viel näher gelegen. Ich hatte damals viel in Schriften über die Liebe herumgeblättert. Sie entsprachen wenig meinem Geschmack. Auch Michelet und Stendhal nicht. Obgleich ich von der Vaterseite her aus Frankreich stamme, konnte ich mich doch mit dem Pathos, dem rhetorischen Schwung und der geistreichen Wortfülle der französischen Analytiker der Liebe nicht befreunden. Noch weniger allerdings mit der deutschen Geschlechtsmetaphysik eines Schopenhauer und seiner Epigonen. Einmal las ich in Franke

Buch „Die Liebe als Weltprinzip“ und fand folgenden tief sinnigen Satz: „Das Weib fühlt sich hingezogen zu der Sonne der Gerechtigkeitliebe des Mannes, indem sie sich gleichzeitig um die eigene Achse ihrer Barmherzigkeit dreht.“ Dieser Satz könnte unter den Modernen heute vielleicht Beifall finden — Franke war offenbar ein Vorläufer —, damals aber schien er mir recht kindisch. In Reichmüllers „Wesen der Liebe“ fiel mir der Satz auf: „Es ist daher hier nur zu erwähnen, daß in der physischen Liebe wie bei Hunger und Durst und bei allen Sinnesperzeptionen nur der Irritabilitätzustand und die Sensibilität der Nerven des Subjektes maßgebend sind und das Objekt nur als sollicitirende Kausalität in Frage kommt, da die ästhetischen Illusionen nur auf accidenteller Verschmelzung mit den anderen humanen Thätigkeiten beruhen.“ Entsetzlich! Und Reichmüller war ein verdienstvoller Schriftsteller und sein Buch wahrscheinlich eine tüchtige Arbeit. „Nein,“ sagte ich mir, „es muß doch noch irgend eine Möglichkeit geben, über dies Thema einfacher, verständlicher und ohne Verkennung der Sprache zu schreiben.“ So entstand meine „Psychologie der Liebe“. Ich hatte mir vorgenommen, eine Naturgeschichte des weltbeherrschenden Gefühls zu geben, vor Allem aber dieses Gefühl selbst rein herauszuschälen, es von Aftersbildungen zu unterscheiden, seine Psyche festzustellen. Das gerade schien mir der Fehler der französischen Schriftsteller, die sich meist in die Ethnographie der Liebe verirren, zu sein. Ich unterschied also die Liebe von der „Begier“ auf der einen, von den „geschlechtlich angehauchten Sympathieverhältnissen“ auf der anderen Seite und versuchte, aus den energichsten Gefühlsäußerungen, gewissermaßen aus der Blume rückwärts schließend die Pflanze zu konstruiren. Die Kapitel vom wahren und falschen Ideal, vom Donjuanismus, von Liebe und Gesellschaft, von der Freundschaft u. s. w. führten diesen Plan im Einzelnen aus. Trotzdem das Buch im Wesentlichen wissenschaftlich gehalten war, hatte es bei einem gewissen Leserkreis Glück, hielt sich dauernd in dessen Gunst und verschaffte seinem Verfasser früh eine gewisse Beachtung.

Neben der Liebe hatte das religiöse Gebiet, namentlich dessen ethische Seite, mich stets angezogen. Schon als Student hatte ich mit dem Philosophen, dem sich damals die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandte, mit Ludwig Feuerbach eifrig korrespondirt und ihn schließlich, auf seinen Wunsch, in seinem Schloß-Bruckberg bei Nürnberg aufgesucht. Dazu kam später Strauß mit seiner letzten Bekenntnisschrift. Beide hatten mir den persönlichen Gott entführt. Mit dem unpersönlichen wußte ich nichts anzufangen. So war denn eine Lücke entstanden. Das Leben füllte sie aus. Aber was war dies Leben werth? War es ein Gegenstand der Verehrung, konnte es ein Gegenstand der Ehrfurcht sein? Was war überhaupt die Ehrfurcht, wovon war sie abhängig, auf welchen subjektiven und objektiven Erfordernissen ruhte sie? Strauß fand ich gerade in diesen Punkten ungenügend. Aus solchen Erwägungen und Zweifeln ist das dem Andenken Feuerbachs gewidmete „Leben ohne Gott“ hervorgegangen, das sich bald einen verhältnißmäßig großen Leserkreis eroberte. Ich habe, mit Ausnahme vielleicht meiner viel späteren „Hundert Jahre Zeitgeist“, kein zweites so populäres Buch geschrieben. Dieser Umstand verschaffte ihm eine Bedeutung, auf die es kaum Anspruch erheben durfte. Ich schien die Eingebung zu meinem Buch aus einer bestimmten Parteirichtung geschöpft zu haben, zu deren Wortführer ich mich auf-

warf — wenigstens sagte man mir nach —, während es doch in der That nur der Ausdruck meiner eigenen Inspiration gewesen war. Das Gewicht, das dieses Buch, als das Wort eines Stimmführers, für sich in Anspruch nehmen zu können schien, verschaffte ihm die Ehre einer vom Professor Pleiderer geschriebenen, in der Protestantischen Kirchenzeitung veröffentlichten Abwehr, deren unendliche Länge wohl nicht in richtigem Verhältniß zu ihrer Bedeutsamkeit stand. Ich antwortete in einer Gegenschrift: „Das Leben ohne Gott und die Kritik der Protestantischen Kirchenzeitung.“ Das „Leben ohne Gott“ war ein sehr aufrichtiges Buch. Das verschloß ihrem Verfasser gewisse Thüren. Bezeichnend dafür war, daß ein mir im Uebrigen wohlgesinnter Redakteur einer für die „exklusive Gesellschaft“ berechneten Monatschrift meinem Freunde, dem Reichstagsabgeordneten Friedrich Kapp mit Bezug auf das verhehmte Buch sagte: „Ja, so Etwas denkt man, aber man schreibt es doch nicht.“ Mir hatte allerdings das dixi et salvavi animam meam höher gestanden.

Das sind meine pilsnitzer Großthaten. Ihrer gedenke ich im Abendschein der Erinnerung, wenn ich die altbekannten und altgewohnten Wege wandle. Die altbekannten, jawohl, denn hier in Pilsnitz hat sich seit dreißig Jahren kaum Etwas verändert. Der Teich und die verfallene Schmiede, die Dorfstraße mit dem Bach und den vorsintfluthlichen Häuschen, die wenig benutzten Wiesenflächen, die nur zur Erquickung des Auges geschaffen scheinen, die anmuthigen Gelände mit den Weinbergen, die nichts einbringen, die Wingerhäuser, die kleine Dorfkirche, die ausgebeugten Wärdten vor und hinter den Villen, deren Besitzer meist nur in einigen Sommermonaten sichtbar werden, die schweigenden Alleen, die wenigen Menschen: Alles wie vor dreißig Jahren, selbst der unsterbliche, mehr als hundert Jahre alte Kamelienbaum im Schloßgarten, der sich gerade jetzt wieder einmal seiner Blütenpracht entledigt hat. Nur die Menschen sind dem Zeitenwechsel erlegen. Von den Kuerbach, Guplow, Gustav Kühne, Wehl, Graf Baubissin, Waldmüller, Amely Bolte, Claire von Glämer, Julius Hammer, die im geselligen Verkehr doch ab und zu hier auftauchten — Hammer, der Verfasser des unzählige Male aufgelegten Buches „Schau um Dich und schau in Dich“, besaß hier sogar ein eigenes, noch jetzt von seiner Wittve bewohntes Landhäuschen —: von ihnen sind nur der nächstens achtzigjährige Robert Waldmüller und Claire von Glämer, die auch die Ritze der Siebenzig überschritten hat, übrig geblieben.

Pilsnitz war eigentlich immer eine „Rönigsidylle“. Aber die Zeit ist den Idyllen nicht günstig und auch über dieser schwebt drohend das Verhängniß der Zeit, die Elektrizität. Schon im vorigen Jahr sollte eine elektrische Bahn in Betrieb gesetzt werden. Nur der Zusammenbruch der Elektrizitätswerke von Kummer ließ die Ausführung scheitern; sie wurde bis auf eine günstigere Zeit vertagt, die wohl nicht lange auf sich warten lassen wird. Dann wird sich Pilsnitz an die vierhunderttausend Einwohner Dresdens, die ihm plötzlich sehr nah gerückt werden, und an den Lärm und Staub, den diese Menschenmenge mit sich bringt, gewöhnen müssen. Die Automobile und Radfahrer, die man früher in Pilsnitz auch nicht kannte, sind einstweilen als Vorboten erschienen.

Selbstanzeigen.

Kulturprobleme der Gegenwart. Berlin W. Verlag von Johannes Neide.

Auf zweifache Art wird die Problematik der Kultur und des Lebens stets aufs Neue bebengt. Zunächst ist die Entwicklung des Geistes selbst die Ursache, daß dem Menschen mit jedem Tage, auf jeder Stufe, die er psychisch, wirtschaftlich und intellektuell erklimmt, neue Probleme sich aufrollen, eine immer wieder erneute Fragwürdigkeit des Lebens in seinen dringlichsten Aufgaben oder seinem Gesamtwert ihm bewußt wird. Die Spring taucht jeden Morgen aus dem Abgrunde hervor, in den sie gestern gestürzt ist. Ja, ein Problem lösen, heißt zuletzt, ein neues aufstellen, das nur im günstigen Fall auch ein höheres ist. Meist aber wird die höhere oder Gesamtproblematik der Kultur übersehen und verschleppt eben durch diese Lösung; oder vielmehr durch die Menschen, die die Lösung versuchen. Die Gelehrten sind naturgemäß immer nur auf die Probleme von gestern vorbereitet und heutzutage, in Folge der Spezialisierung und Zersplitterung der Wissenschaften, gar nicht mehr im Stande, auch nur das Nachbargebiet ihrer Forschung zu übersehen, so daß alle Fragestellungen und mehr noch Fragebeantwortungen schon durch ihre Einseitigkeit nicht als Antworten auf die Fragen des Geistes und der Gesellschaft betrachtet werden können. Jedes Zeitalter und jede Dekade glaubt, mit einer Formel oder irgend einer Erkenntniß Alles erklären und Alles bessern zu können, was doch unerklärt und unverändert bleibt. Nur die Antworten, nicht aber die Fragen wandeln sich. Und schließlich werden die großen Kultur- und Menschheitsfragen, sobald die Probleme des praktischen Lebens sich in den Vordergrund drängen, gänzlich bei Seite geschoben. Daß neben der kriminellen oder wirtschaftlichen Erwägung ein Gegenstand auch noch andere, etwa ästhetische, religiöse oder kulturelle Betrachtungen zuläßt, wird leicht vergessen; und daß es vergessen wird, ist am Ende die Voraussetzung aller Erörterungen. Man kann aber nicht sagen, daß man das Problem einer Sache erfaßt habe, wenn man ihr nicht von verschiedenen Seiten beizukommen vermochte. Die anschwellende Literatur über einen Gegenstand bedeutet daher auch fast nie eine Aufschließung, sondern gewöhnlich nur eine Verdunkelung oder Versimpelung der Frage. In unserer Zeit der periodischen Fach- und Sammel-literatur fehlt es an einem Organ, wo die großen Fragen wieder von freieren Gesichtspunkten übersehen und in Monographien behandelt werden können. Diese Erkenntniß, die sich der besseren Geister mehr und mehr bemächtigt, hat mich veranlaßt, die in Jahresferien von sechs bis acht Bänden erscheinende Enzyklopädie „Kulturprobleme der Gegenwart“ zu begründen, von denen die drei ersten Bände erschienen sind. Meine Aufgabe war und ist weiterhin: unabhängige Geister um mich zu sammeln, für die die Sachwissenschaft nicht der Zweck, sondern nur das Mittel ist, um kulturelle und gesellschaftliche Fragen zu erkennen und zu formulieren, und die vermöge ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse, ihrer Erfahrungen und ihrer Lebensstellung ein größeres Gebiet des menschlichen Lebens zu übersehen vermögen, als es sonst den Menschen, auch den gelehrten, möglich ist. Eine stattliche Zahl hat sich schon für die späteren Bände verpflichtet. Nicht zuletzt aber ist es meine Aufgabe, unter den jüngeren Schriftstellern und Gelehrten, denen ich mit den „Kulturproblemen der Gegenwart“

ein freieres Feld der Forschung und Betrachtung eröffne, tüchtige Kräfte zu höheren Aufgaben heranzuziehen. Daß sich das Unternehmen von den herrschenden Cliquen und Parteirichtungen fern hält, versteht sich von selbst. Jeder Autor ist völlig unabhängig, sowohl von meinen wie von den Ansichten aller anderen Mitarbeiter. Männer aus den verschiedensten Parteilagern stehen auf meiner Liste. Die Bedeutung des Gegenstandes und die geistige und literarische Kraft sind bei der Wahl entscheidend für mich.

Leo Berg.

◆
Geisterschriften und Drohbriefe. Mit 40 Abbildungen und einer Bibliographie. München. Karl Schüller. Preis 2 M.

Die Art der Untersuchung eines Gebietes, nicht die Natur des Gebietes macht den Werth einer Arbeit aus. Darum kann auch ein Dünghaufen wissenschaftlich untersucht werden. Wir haben uns einer solchen Arbeit unterzogen. Mögen die Bildungspolitiker und die konfessionirte deutsche Wissenschaft uns deshalb immerzu als *personas turpes* betrachten! Die Geisterschrift bietet Probleme für den Psychologen, den Graphologen und den Taschenspieler. Ihre Untersuchung setzt Vorbildung in allen drei Gebieten voraus. Sie ist dieser Mühe werth, denn die Ergebnisse der Arbeit schleppen einen neuen Stein zur Gruft des Geisterunfugs herbei; sie werfen neue Streiflichter auf die unglaubliche Frechheit der Medien und die eben so große Dummheit der betrogenen Menschheit. Daß dabei auch positive Ergebnisse für die Wissenschaft abfallen, durfte die Beschäftigung mit solchen verwehten Gebieten erst recht lohnend erscheinen lassen. Die Arbeit bringt auch neues Material zur Beurtheilung des Nothe-Schwindsels.

Dans D. Basse, München.

Erich Bohn, Breslau.

◆
Die Vaclavbude, ein prager Studentenroman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, 1902.

Ich kann leider nicht verhindern, daß Jeder, der mein neues Buch in den Anlagen sieht, sofort an Meyer-Jörsters vom Erfolg gekrönte Marlittiade „Alt-Heidelberg“ denkt. Doch wünsche ich eine reinliche Scheidung. Hinter der nationalen Bewegung des Boden-Kummels wollte ich die geheimen Unterströmungen und Grundmelodien allen Lebens zeigen. Man kann sie in dem Wort des Weisen von Ephesos: „Der Streit ist der Vater aller Dinge“ finden. Oder auch in Lycho de Brahes Neben von den „Wollenden“, der seltsamen Suggestivkraft des Willens auf die Zukunft des Individuums und der Völker. Ich schildere eine gährende Zeit. Ich kann also nur Fragen aufwerfen, nicht sie beantworten. Und ich will es auch nicht. Denn darin liegt der ewige Reiz des Werdens, daß es uns die Zukunft im dichtsten Schleier der Zeit zeigt. Meine Studentengeschichte hat vielleicht nichts von der fröhlichen Sicherheit der reichsdeutschen Studenten an sich, aber viel Ernst und eifriges Suchen. Daneben freilich viel Mystisches, Verschwommenes, Ekstatisches und Dumpfes. Prag liegt eben in der Mitte zwischen Westen und Osten. Hier tritt an den Deutschen zuerst das Slavisch-Ostliche mächtig heran. Im Einzelmenschen habe ich diese Mischung in dem aus der Völkerverzierung entstandenen Horak gezeigt.

Goral spricht zuerst von einem Aufgeben Prags, er selbst ist aber dann gerade am Meisten erbittert und schließlich der Einzige, der Ernst macht und einen ezechijischen Gegner niederschleift. Dadurch wird er — hier wieder die fatalistische Resignation des Slaven — das einzige Opfer, das die Deutschen meines Romans bringen. Die Reformbedürftigkeit des Studententhumes, seine Väterlichkeiten und Auswüchse habe ich so nebenbei gestreift.

Brünn.

Dr. Karl Hans Strobl.

Mittel und Wege. Johannes Rade, Berlin 1902.

Die Leser der „Zukunft“ kennen zwei der in diesem Bande vereinten Geschichten schon: die Titelnovelle ist vor Jahren und Rd. Per vor Kurzem in diesen Blättern abgedruckt worden. Alle variiren übrigens das selbe Thema der Mittel und Wege unserer heutigen Gesellschaft. Ich habe mir sehr hohe Kunstziele gesteckt, denn ich bin ein anmaßender Mensch, und ich glaube selbstverständlich auch, daß ich sie theils erreicht habe, theils ihnen nah gekommen bin, sonst würde ich mich mit den Arbeiten ja nicht vors Publikum hinstellen. Das schließt aber natürlich nicht aus, daß ich mich täusche; also: bitte, lesen Sie.

Theodor Duimichen.

Deutsche Thalia. Jahrbuch für das gesammte Bühnenwesen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Band I.

Die „Deutsche Thalia“ schließt mit ihren fünf Abtheilungen — I. Geschichtliche Beiträge. II. Das Theater der Gegenwart. III. Die Praxis der Bühne und Verwandtes. IV. Retrolog. V. Die Literatur des Theaters (Bibliographie) — das gesammte Bühnenwesen ein und soll allen ernstern Freunden der Schaubühne genügen. Die erste Abtheilung bietet kleineren theatergeschichtlichen Arbeiten die Stätte, die bisher gefehlt hat; ich hätte sie auch „Das Theater der Vergangenheit“ nennen können. Die zweite Abtheilung, „Das Theater der Gegenwart“, gehört der Kritik, also der Zeitgeschichte. Daß die Presse unter Bedingungen arbeitet, die eine gedeihliche Wirkung auf das Theater im Allgemeinen erschweren, ja vielfach unmöglich machen, ist von Unbefangenen längst anerkannt; und ein Korrelat, eine Instanz, die die Dinge in größerer Perspektive sähe und sie mit voller Freiheit darzustellen suchte, könnte nur willkommen sein. Hier will die „Deutsche Thalia“ ergänzend eintreten. Der Stellung der Tageskritik zum Theater soll ihr „Jahresbericht über deutsche Bühnen“ ein besonderes Augenmerk widmen. Jahresübersichten über das „Theater der Fremden“ werden von Ausländern geliefert; der deutsche Beurtheiler sähe da leicht durch falsche Brillen. Daß die „Deutsche Thalia“ keiner „Partei“ anhängt, brauche ich wohl nicht zu sagen; sie wird einfach die Forderungen der Kunst vertreten, ohne zu vergessen, daß gerade das Theater ohne KonzeSSIONen und Kompromisse niemals ganz auszukommen vermochte. Für das neue Unternehmen habe ich in erster Linie die Unterstützung jener gelehrten Kreise, denen ich selbst angehöre, gesucht und im Ganzen bereitwillig erhalten. Ich denke, die „Deutsche Thalia“ auf solider wissenschaftlicher Grundlage zu führen, dabei aber jede Exklusivität zu vermeiden.

Wien.

Dr. F. Arnold Mayer.

Schuckert.

Unter den Aufsätzen, die Herr Dr. Walter Rathenau zuerst in der „Zukunft“ und dann, unter dem Titel „Impressionen“, mit starkem Erfolg als Buch herausgab, behandelt einer die Physiologie der Geschäfte. Neben Manchem, was nur wie Gold glänzt, und manchem Goldstück, das schon Heisterfeld für seinen lernbegierigen Sohn münzte, findet man gerade in diesem Aufsatz kluge und feine Worte, die der Autor selbst geprägt hat. Eins, das er über die Organisation sagt, hat mir besonders gefallen. Es heißt da: „Hast Du einen Menschen ungeeignet für seinen Posten gefunden, so setze ihn eher mit vollem Gehalt zur Ruhe, als daß Du ihn in seiner Stellung behältest, denn er wird nicht nur Dir und sich selbst, sondern auch unzähligen Anderen schaden.“ Mir scheint: was Rathenau hier von den Personen sagt, trifft auch die von den Personen gemachten Geschäfte. Der ewige Fehler fast aller Bankdirektoren und Geschäftsleiter ist, daß sie es nie übers Herz bringen, einen Strich unter verunglückte Unternehmungen zu machen. Statt das hineingesteckte Geld verloren zu geben, werfen sie immer größere Summen nach, — bis schließlich Geldgeber und Geldnehmer unter der unerträglichen Last zusammenbrechen. Die Bilanz der Schuckert-Gesellschaft, die in der vorigen Woche — ein Bißchen spät — der Kritik ausgeliefert wurde, erinnert an solche Erfahrungslage: wer sie zu lesen versteht, hat den Eindruck fähiger, zielloser Dast. Zwar hat man in Nürnberg endlich den ungeeigneten Mann, Herrn Wacker, verabschiedet, um noch schlimmeren Schaden zu verhüten. Aber die Suppe, die er eingebrockt hat, wird von den Nachfolgern nicht nur ausgelöffelt, nein: sie brocken weiter in den selben Teller hinein. Wer aber einem verfehlten Unternehmen nicht rechtzeitig ein Ende macht, Der ist mit dem Fluch der bösen That behaftet, die fortzeugend Unheil gebiert. Rathenau senior, bei dem der Impressionensammler offenbar nicht ohne Nutzen seine Lehrjahre durchgemacht hat, ist der Erfinder der neuen Form, die aus unseren Elektrizitätsgesellschaften ein Mittelglied zwischen Fabrik und Bank gemacht hat. Er selbst hatte dabei Erfolg. Seine geschäftlichen Gegner, die er durch seine Konkurrenz zwang, ihm nachzugeben, sind auf der Strecke geblieben. Es wäre thöricht, ihn deshalb zu schelten; Niemand wird ja Richard Wagner dafür verantwortlich machen, daß manche seiner Nachtreter unendlichen Stumpfsinn als unendliche Melodie serviren. Doch gerade die neue Schuckert-Bilanz zwingt wieder einmal zu einem Hinweis auf die Gefahren, die den modernen Elektrizitätsbetrieb umlauern.

In der Zeit der vorläufig letzten Bankzusammenbrüche ist viel über Schachtelgesellschaften geschrieben worden. Diese Gesellschaften sind ein in seiner Weise genialer, oft erfolgreicher Versuch weitester Kreditausnützung; ihr Hauptzweck ist die Umgehung hemmender Bestimmungen des Bürgengesetzes, ihr Mittel die allermodernste Gründertechnik. Wie aber würde man wohl über einen Kaufmann urtheilen, der seinem Kunden einen Groschen borgt, damit er ihm für fünf Pfennige Waare abkauf? Die Hypothese klingt wie ein alberner Witz. Bei Licht besehen, ist ungefähr so aber das bei unseren Elektrizitätsgesellschaften übliche Verfahren. Eine Pferdebahn soll elektrifizirt werden. Die Konkurrenz ist groß. Wer bei der öffentlichen Submission schließlich den Sieg davontragen wird, ist zweifelhaft. Wozu soll man sich erst den Preisdrückereien aussetzen? Lieber kauft man unter

der Hand den größeren Theil der Pferdebahnaaktien auf, läßt in der Generalversammlung den Antrag auf Umwandlung in elektrischen Betrieb annehmen, der den Großaktionären stattlichen Gewinn sichert, und baut nun frisch drauf los. In guten Zeiten winkt dann doppelter Profit. Die fabrizierende Muttergesellschaft erzielt gute Preise und die Tochtergesellschaft verdient am Ulgio der Aktien, die man dem von jeder neuen elektrischen Bahn Wunder hoffenden Publikum mühelos aufhalsen kann. Scheiden dann aber die guten Zeiten, so schmilzt der Gewinn und nur das Risiko bleibt. Die Aktien sind unverkäuflich und neue Geschäfte sind nicht zu machen; daher dann die angeschwollenen Debitorenkonten. Und wie mit den Straßenbahnen, so gehts auch mit den städtischen Elektrizitäts-Centralen. Sollten die Städte bauen, dann müssen die Gesellschaften ihnen das dazu nöthige Geld borgen; und das Geld währet meist Jahre lang. Im vorigen Jahr, als die Schuckert-Gesellschaft sich nach langem Zaudern entschloß, keine Dividende zu vertheilen und lieber 6 Millionen als Saldovortrag für die Zukunft zurückzustellen, hoffte man, nun werde das Unheil noch einmal gnädig vorübergehen. Jetzt sind außer den 6 noch andere 15 Millionen verloren. In der Generalversammlung, die diesmal nicht, wie sonst, im Geschäftslokal, sondern in einem Hotelssaal stattfinden soll, wird die Schaar der kleinen Aktionäre sich bitter beklagen. Man könnte ihnen vorhalten: Warum habt Ihr Euch nicht gemeldet, als der Generaldirektor Wacker, weil er zehn Prozent Dividende gab, sich ein Geschäftsgenie dünkte? Man könnte; aber man kann nicht. Denn seit der vorjährigen Komödie sind auch die jetzt Verantwortlichen mindestens moralisch haßbar geworden. Man liest in gut gestimmten Blättern ja freilich schon wieder, jetzt dürfe man hoffen, den Jammer enden zu sehen; die neuen Abschreibungen werden über den grünen Klee gelobt. Wie voreilig aber solches Hoffen auf baldige Besserung ist, sieht man so recht deutlich, wenn man den Bilanzposten „Kontinentale Gesellschaft für elektrische Industrie“ sorgsam prüft. Hier nämlich ist der Schlüssel zum Schuckert-Problem zu finden. Nach dem Geschäftsbericht besitzt die Schuckert-Gesellschaft Aktien der Kontinentalen im Betrage von 28,82 Millionen Mark, die im vorigen Jahr mit 66 $\frac{7}{8}$ %, diesmal mit 50 Prozent, also mit 14,41 Millionen, zu Buch stehen. Als äußerlich selbständiges Unternehmen giebt die Tochtergesellschaft einen eigenen Geschäftsbericht heraus, der wunderbarlich, sehr wunderbarlich ist. Nach der Bilanz beträgt das Engagement der Kontinentalen bei ihren Tochterunternehmungen, also bei den Enkeln der Schuckert-Gesellschaft, auf Effektenkonto 22,56, auf Konfortialkonto 17,4 Millionen. Auf dem Konto „Unternehmungen in eigener Verwaltung“ stehen 17,46 und auf dem Debitorenkonto 10,78 Millionen. Das sind im Ganzen 66 Millionen, die völlig festgelegt sind. Da das laufende Jahr einen Verlustsaldo von 1,2 Millionen ergibt, ist der Reservefonds fast ganz aufgezehrt. Als Rückstellungen für Betriebsunternehmungen finden wir ganze 2,7 Millionen gebucht. Wer diese winzigen Rückstellungen sieht, muß sich fragen, wie denn die vielen Unternehmungen eigentlich bewertet sein mögen. Darüber giebt der Geschäftsbericht die folgende, nicht allzu tröstliche Auskunft: „Da sich bei der Mehrzahl der Unternehmungen die weitere Entwicklung noch nicht sicher übersehen läßt, haben wir sie, so weit nicht Vorkenntnissen in Frage kommen, zu den Gesehungswerthen eingesezt. Wir behalten uns aber vor, zu geeigneter Zeit, je nach dem Stande der einzelnen Unternehmungen, eine Aenderung der Buchwerthe ein-

treten zu lassen.“ Das klingt wie ein Zugeständniß noch weiter zu erwartender Verluste. Aber die Leiter der Kontinentalen halten es nicht etwa für nöthig, ihre Aktionäre über die Art und den Status der einzelnen Unternehmungen jetzt gründlich aufzuklären. Ueber jede der vielen, allzu vielen Gesellschaften wird zwar Etwas gesagt, nichts aber über die Hauptsache: mit welchen Summen die Gesellschaft bei den einzelnen Unternehmungen theilhaftig ist. Aus Dem, was nicht verschwiegen wird, erfährt man, daß die Theilhaftigkeit an einer ganzen Reihe von Unternehmungen veräußert ist; zum Beispiel die Aktien der hamburgischen Elektrizitätswerke und das stuttgarter Werk. Wahrscheinlich waren gerade die besten Unternehmungen, da man schlechtere nicht zu Geld machen konnte. Der Ertrag fließt aber nur selten der Mutter- oder Tochtergesellschaft zu; meist bekommen ihn die Banken. Es ist interessant, zu lesen, was die Gesellschaft über die einzelnen Theilhaftigkeiten sagt. Man erkennt daraus, in welchem auffälligen Mißverhältniß die Verzinsung der meisten Gesellschaften zu dem großen Risiko steht, das der Aktienbesitz mit sich bringt. Die bergischen Kleinbahnen in Elberfeld und die ausburger elektrische Straßenbahn A.-G. geben 1 Prozent Dividende. Das ulmer Unternehmen hat einen Bruttoüberschuß gebracht, über den nichts Näheres gesagt wird. Ueber das Lichtwerk und die Straßenbahn in Czernowitz wird nur berichtet, sie hätten sich den Erwartungen entsprechend weiter entwickelt. Man kann aber auch schlechte Erwartungen hegen. Das ist oft sogar sehr nöthig und verständlich. Die krakauer Tramwaygesellschaft mit 5, die rheinische Schudert-Gesellschaft mit 4 und die österreichischen Schudertwerke mit 7 Prozent Dividende sind Lichtpunkte. Dann kommt die reichenberger Straßenbahngesellschaft, die ihren Gewinn auf neue Rechnung vorgetragen hat, und die Konjunktionaltheilhaftigkeit bei den neuen wiener Tramways, die die Gesellschaft ohne nennenswerthen Verlust abzuwickeln hofft. Die beiden Gesellschaften in Paris und Brüssel geben noch Dividende. Sogar die Straßenbahn in Konstantinopel vertheilt 5 Prozent; ob die Gewinne da wirklich, wie böse Menschen behaupten, nur aus dem Transport in Säckel gepackter Jungtürken stammte, die in den Bosphorus befördert wurden? Den Gipfel der Herrlichkeit erreicht die Elektrizitätsgesellschaft in Madrid, die mit einer Dividende von 11 Prozent prökt. Dann kommen allerlei italienische Unternehmungen, die dem Lande der Mafia vielleicht einen billigen Kulturaufschwung sichern sollen. Wer vermag aus solchem Knäuel der verschiedensten Geschäfte das Gute nun schnell vom Schlechten zu sondern? Die Direktion der Kontinentalen scheint es selbst nicht recht vermocht zu haben. Deshalb ist auch schwer zu beurtheilen, ob die Winderbewertung schon genügt, die dadurch zum Ausdruck kommt, daß die Aktien der Kontinentalen zu 50 Prozent in die Schudert-Bilanz eingestellt worden sind. Mit dem Börsenkurs solcher Aktien ist es ja, wie ich schon neulich sagte, eine seltsame Sache. Sie sind fast alle in einer festen Hand; der Kurs ist also stets künstlich gemacht und kein sicherer Gradmesser für die Allgemeinerbewertung.

Die Schudert-Gesellschaft ist aber auch sonst mit ihrer Tochter, der Kontinentalen, aufs Engste liirt. Das zeigt schon ein äußerlicher Umstand. In der Bilanz der Kontinentalen finden wir fast 26 Millionen Schulden. Ueber dieses Kreditorenkonto schreibt der Geschäftsbericht nur, es sei durch Guthaben der Tochtergesellschaften und durch Bankforderungen entstanden. Die Verwaltung hätte doch mindestens die Pflicht gehabt, mitzutheilen, wie hoch die Summe der

Bankschulden ist. Diese Pflicht erfüllt merkwürdiger Weise aber die Schuldert-Gesellschaft, die meldet, der Bankkredit der Kontinentalen betrage rund 20 $\frac{1}{2}$ Millionen. Diese auffällige Thatsache hat allerdings einen inneren Grund. Die Schuldert-Gesellschaft besitzt nämlich nicht nur 28 von 32 Millionen Aktien der Kontinentalen, sondern sie hat auch für den Kredit, den das Bankenconsortium der Kontinentalen jeweilig gewährt, bis zur Höhe von 30 Millionen die Garantie übernommen. Die Schuldert-Gesellschaft hat jetzt also eine Verpflichtung für 30 Millionen, die bilanzmäßig überhaupt nicht zum Ausdruck kommt. Dieser Punkt scheint bei der Kritik der Bilanz bisher fast ganz übersehen worden zu sein. Es handelt sich gar nicht nur um Garantien gegenüber der Kontinentalen; sondern bei einer Reihe von Straßenbahnen und Elektrizität-Centralen hat die Schuldert-Gesellschaft Dividenden- und Zinsgarantien übernommen, deren Umfang der außen Stehende nicht einmal annähernd zu übersehen vermag. Nach meiner Ansicht lähmen diese vorläufig unsichtbaren Verpflichtungen auf geraume Zeit hinaus Schulderts Aktionsfähigkeit; sie hindern einstweilen auch jede engere Verbindung mit einer anderen Elektrizitätsgesellschaft. Dabei verkenne ich nicht, daß Schulderts Fabrikat noch immer einen sehr guten Ruf hat. Wie gering ist aber selbst bei der Muttergesellschaft die Bedeutung der Fabrication im Vergleich zu der Wichtigkeit der Finanzgeschäfte! Der Verlust, den die Gesellschaft in Folge des allgemeinen Geschäftsniederganges an ihren Fabricaten erlitten hat, beträgt nur etwa eine Million. Das wäre zu ertragen. Das, was unerträglich ist, haben die Finanzverhältnisse verschuldet. Auch der einzelne Kaufmann wird selten ja durch Geschäftsverluste, recht oft aber durch das liebe Börsenspiel ruiniert.

Plutus.



Notizbuch.

Die Lebensleistung starker Menschen muß, wie der Inhalt guter Dramen, in einen Satz zu fassen sein. Wie müßte dieser Satz lauten, wenn er der Frage nach der Lebensleistung Rudolfs von Bennigsen antworten sollte, der am letzten Tage der ersten Augustwoche gestorben ist und den öffentliche Meinungen seit Jahrzehnten einen hoher Bewunderung werthen Politiker und einen großen Sohn des Vaterlandes nannten? Er hat früh erkannt, daß in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die deutschen Stämme nur unter preußischer, nicht unter österreichischer Spitze zu einem waren, und, um dem Ziel, das er vor sich sah, näher zu kommen, den Rationalverein gegründet. Auch ohne die Bethullichkeit der Rationalvereinskämpfer wäre das Deutsche Reich geboren worden und man soll die Kugurendienste dieser klein-deutschen Ideologen nicht überschätzen. Ein Ziel sieht Mancher; nicht ganz so leicht ist's, den Weg zu finden, der an das ferne Ziel führt. Immerhin bleibt den *travailleurs de la première heure* das Verdienst, daß sie auf kommende Entwicklungen vorbereitet, unvermeidliche Wehen erleichtert haben; und der Hannoveraner Bennigsen wagte Etwas, als er für Preußens providentiellen Beruf eintrat. Das ist vierzig Jahre her. Seitdem war Bennigsen ein tüchtiger Parlamentarier, der Führer einer in wechselnder Stärke aufmarschirenden, mählich zerfallenden Partei und ein Verwaltungsbeam-

ter, dem selbst der zum Lob Entschlossene nichts Rühmliches nachsagen kann. Auf der Straße, stets mit dem seidnen Klapphut über der an einen jugendlichen Selbstmordversuch mahnenden Schusswunde und den freundlich blickenden Augen, mit dem wiegenden Schritt alter Heidenspieler, ein würdiger, stattlicher, ein Bischof altfränkischer Herr. Im Parlament der überall beliebte Feiertagspathetiker. Er hatte immer „große Gesichtspunkte“, — so große, daß er fast niemals sah, was in der gemeinen Wirklichkeit rings um ihn geschah. Seine Partei war längst die organisierte Vertretung großindustrieller und großfinanzieller Interessen geworden, als er sie noch immer für die vor allen Anderen ausgewählte Schaar hielt, die für eine Idee, für den nationalen Gedanken, zu sechten berufen sei. Er war nun einmal „der Träger des nationalen Gedankens im Deutschen Reichstag“; und da Jeder gern in der kleidsamsten Tracht vor dem Volke erscheint, war es begreiflich, daß der Führer der Nationalliberalen die Feststimmung manchemal forcierte und ohne äußere Richtigkeitsung den nationalen Gedanken durchs Hohe Haus trug, der, als kostbarstes Requisite, doch für die höchsten Feiertage, besonders für die schmerzlichen, aufbewahrt bleiben sollte. Wenn Bennigsen's Reden gesammelt würden, läme man bald dahinter, daß er im Grunde immer das Selbe gesagt hat: „Lassen Sie uns, meine Herren, der trüben Zeiten gedenken, da die deutschen Stämme noch zersplittert waren, und uns der großen Errungenschaften unserer Tage freuen. Vieles, daran kann kein wahrhaft liberaler Mann zweifeln, ist in unseren Zuständen heute unbefriedigend; aber es könnte noch viel unbefriedigender sein. Zeigen wir uns der Ideale würdig, die in uns Aelteren fortleben und die wir, zum Heil des Vaterlandes, auf das nachwachsende Geschlecht vererben wollen. Nicht das Bild innerer Zerissenheit dürfen wir Europa bieten. Seien wir einig, meine Herren, einig und stark! Die in unserer Einheit lebende Kraft aber kann sich nur offenbaren, wenn wir persönliche Wünsche zurückstellen, materielle Interessen nicht zur Richtschnur unseres Handelns nehmen und der Regierung maßvolle Schutzzölle (oder Handelsverträge) bewilligen.“ Die Schlussfolgerungen waren verschieden; aber die Motivirung klang immer ungefähr so, mochte es sich um ein Sozialistengesetz, eine Militärvorlage, eine Tarif- oder Justizreform handeln. Und dennoch war Bennigsen ein guter Redner. Er hatte Geschmack, foignirte die Sätze, sprach, in einer Form, die man einst mit Ehrfurcht „abgeklärt“ nannte und jetzt mit leisem Spott „akademisch“ nennt, fast ausnahmslos öffentliche Meinungen aus und übertraf jeden Wettbewerber in der Kunst, mit wundervoll klingenden Worten wenig zu sagen. Faustens ehrfamer Hamulus als Politiker; der Mann, der in blinkenden Reden der Menschheit Schnipfel kräufelt und dems ein groß Ergötzen ist, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen und zu schauen, wie wir's nun so herrlich weit gebracht. Allzu hoch durfte er den Flug nicht wagen; sonst gabs ein Unglück wie im Mai 1893, als er im Reichstag über Schopenhauer, Hartmann und Nietzsche sprach, die er sämtlich für Pessimisten hielt und für das Schwinden nationalliberaler Hochstimmung verantwortlich machte. Das war sehr schlimm; und Herr von Hartmann konnte in einem an den Herausgeber der „Zukunft“ gerichteten Brief damals mit vollem Recht die Vermuthung aussprechen: „Bennigsen hat von mir wohl kaum mehr als die erste Auflage der ‚Philosophie des Unbewußten‘ gelesen, nach der ich von dem oberflächlichen Vespublikum als Schopenhauerianer klassifizirt wurde. Seitdem habe ich fünfundsundzwanzig Jahre daran gearbeitet, diesen Irrthum aufzuklären, aber für Diejenigen, die nur Stichwörter im Ohr behalten, vergeblich.“

Bennigsen hatte, wie Herr von Wildenbruch, von dem ihn freilich die niederdeutsche Rückständigkeit des Wesens unterschied, immer nur Stichwörter im Ohr. Man thut ihm nicht Unrecht, wenn man sagt, daß er die Verhältnisse, über deren neue Ordnung und Umgestaltung das Parlament mitentscheiden sollte, selten ganz gründlich kannte. Er kam deshalb auch fast nie mit einer festen, nicht mehr zu erschütternder Ansicht ins Haus, sondern horchte herum und hielt sich dann, wenn er die maßgebenden Meinungen kennen gelernt hatte, am Liebsten auf der Diagonale. Laske, Bamberger, Riquel haben mit ihrem stärkeren oft seinem schwachen Willen die Richtung bestimmt. Noch öfter ließ er sich von Bismarck determiniren. Der erste Kanzler achtete den liebenswürdigen und ehrenwerthen Hannoveraner, schätzte ihn als staatsmännisches Talent aber nicht hoch ein. Bennigsen war ihm ein Rohr im Wind, hübsch zu sehen, aber für den Kampf nicht zu brauchen; ein zur Festtafel gut klingendes Instrument, dessen Ruf aber keinen Heerhaufen sammeln konnte. Und dann: ein Edelmann, der von seinem König wick und, als Bismarck ihm nach Langensalza Landesverrath ansinnen ließ, zwar die so zu erkaufende Aussicht auf Beförderung ablehnte, aber die Zumuthung verschwieg und verzieh, konnte nie der Mann des Märkers von 1815 sein. Bismarck wußte, daß zehntausend Bennigsen noch kein Deutsches Reich gemacht hätten; wenn der alternde König Wilhelm Schmerlings Vocation folgte und auf den frankfurter Fürstentag ging, brach die dünne preußische Spitze und Jahrzehnte neuen Mühens waren zu dem Versuch nöthig, wieder einen Erbs zu schaffen. Für Bismarck waren die großen Worte der ihm fast immer folgamen Liberalen, was für die alten Nominalisten die Unioersalien, die allgemeinen Begriffe, gewesen waren: *status voels*; und er konnte zu den Heiden des Nationalvereins, wie Piesko zu den gemueßischen Doktrinären, sprechen: Ich habe gethan, was Ihr nur maket. Sicher hats ihn auch nicht geschmerzt, als er Bennigsen's Ministerkandidatur beim alten Kaiser nicht durchsetzen konnte. Im Lauf der Verhandlungen hatte der Nationalliberale seine ganze anmuthige Schwäche gezeigt. Er wollte nicht allein, nicht ohne die Assistentz mindestens eines Parteigenossen Minister werden. Er wollte Garantien dafür, daß der Kanzler nun wieder liberaler regiren werde. Sehr tugendhaft, aber sehr unpolitisch, sehr schwächlich. Der Einzelne vermag, wenn er stark und der verbenden Kraft seiner Ideen sicher ist, viel; und schon Vagarbe hat gesagt: „Als Führer einer Lokomotive, als Verwalter eines Bahnhofes oder eines Schienenweges ist Niemand konservativ und ist Niemand liberal; Jedermann ist als Beamter diejer und jeder anderen Art Techniker, Sachverständiger“. Bennigsen mußte, wenn ers haben konnte, das Portefeuille annehmen und dann eine so kluge, so sachverständige Politik machen, daß seine Praktikerleistung dem Liberalismus Ehre eintrug. Aber er war schon damals von dem unheilvoll fortzeugenden Wahn infizirt, zum Liberalismus gehöre als wesentlicher Theil das Manchestererbe. Ihm graute vor dem Tabakmonopol, vor hohen Zöllen und allem Staatssozialismus. Er hatte das erste Sozialistengesetz mit wirksamen Argumenten — die Riquels ungleich höhere Bildung und Intelligenz ihm lieferte — bekämpft, fand zu den neuen Klassenproblemen aber nie ein rechtes Verhältnis. Wollte, der älter und dem Bürgerleben durch seinen Beruf entrückt war, sagte, als ihn eines Tages vor dem Reichstagshaus ein trunkener Arbeiter so heftig gestochen hatte, daß ihm der Helm vom Gressenkopf fiel, lächelnd zu dem Abgeordneten Bloß, der den Unfug sah: „Das war kein Organisirter!“ Das Säghden verrieth, daß der stille Marfshall den erzieherischen, also kultivirenden Werth der

Arbeiterbewegung zu schäpfen wußte. Für Bennigsen, der sich doch gern modern herauspuppte, blieb ein Sozialdemokrat stets ein wüster Geselle, vor dem die herrliche Bürgerkultur geschützt werden müsse. Wozu überhaupt, schien er immer sagen zu wollen, sagte er manchmal auch wirklich, wozu all dieser geräuschvolle Streit um Besitzrecht, Mehrwerth und Gütervertheilung, da wir die Einheit doch haben und die Freiheit bald haben werden, morgen vielleicht, übermorgen spätestens? Laster war geistig flinker, nur durch Sentimentalität, Mangel an Augenmaß und unruhiges Applausbedürfniß gelähmt. Bomberger war der klarere, dialektisch geschultere Kopf, aber zu sehr kosmopolitischer Großbankier, allzu bewußter Vertreter der reichen jüdischen Bourgeoisie, um nach dem Krieg einer Zeit des aufblühenden Chauvinismus und des leise keimenden Sozialismus seines Wesens Stempel aufdrücken zu können. Miquel war der Stärkste der Vier; und es ist unsinnig, diesen schöpferischen, durch Nebelschleier und Phrasenguirlanden bis zum Kern der Dinge vordringenden Geist hinter den braven Bennigsen zu stellen, der, so liebt man noch heute in Nekrologen, „ein Charakter“ war. Gewissen, sagt Goethe, hat nur der Betrachtende; der Handelnde ist immer gewissenlos. Und Miquel war zum Handeln geboren, hatte nichts von der stumpfen Resignation unserer bürgerlichen Politiker, die bis an die Haarwurzel erröthen, wenn die Möglichkeit erwähnt wird, sie könnten Minister werden. Zwei Worte Nießsches zeichnen das Wesen der beiden oft einander vergleichenen Hannoveraner: in Miquel lebte der Wille zur Macht, Bennigsen war ein feiner Bildungspolitiker. Miquel wußte, konnte und wollte mehr, wollte vor Allem gestalten, was seinem rastlos produzierenden Geist in Umriszen vorschwebte, und lieber aus schlechtestem Material schnell beziehbar, schnell verfallende Häuser bauen als untätig im Winkel sitzen; Bennigsen war zufrieden, wenn er von den Leuten, in denen er die Vertreter von Besitz und Bildung sah, ehrfürchtig gegrüßt wurde. Der Eine hatte keinen Freund, der Andere keinen Feind. Seit Miquel ins Ministerium trat, war seine marxistische und seine nationalliberale Vergangenheit fast vergessen und das Urtheil hielt sich an die starke Leistung des listreichen Staatskünstlers. Bennigsen blieb sein Leben lang der patriotische Gründer des Nationalvereins und war vielleicht selbst froh darüber, daß er die Kraft nicht an praktischer, persönlich zu verantwortender Politik zu erproben brauchte. Er ließ sich, ein Mann, auf den Deutschland hoffend geblickt hatte, mit einem Oberpräsidium abspeisen und wurde so ganz Beamter, daß er die Aufführung der „Weber“ verbot, so ganz Werkzeug des Caprivismus, daß er nicht einmal den Weg in den Sachsenwald fand, den Weg zu dem Manne, den kennen gelernt zu haben, er doch selbst sein größtes Erlebnis nannte. Kein fortkeimender Gedanke, kein kommende Nothwendigkeiten entschleierndes Wort bleibt von ihm zurück. Doch er war ein vornehmer Mensch, der mit Bewußtsein nie eine schlechte Sache unterstützt, einer guten den Dienst versagt hat, und gab, als beinahe schon Vetter, den Jüngeren einen Begriff von den anständigen Manieren des erwachsenden Parlamentarismus. . . Das norddeutsche Bürgerthum hat kein Glück. Seine ersten Führer waren die Waldeck, denen jeder Sinn für die Bedeutung äußerer Staatsmacht, jede Witterung für die Entwicklungsmöglichkeiten Preußens fehlte und mit denen deshalb kein politisch fruchtbarer Bund zu schließen war. Und dann kamen die Bennigsen, die zwar die Nöthigung zur Rüstung empfanden und den norddeutschen Staaten den Pfad in die europäische Politik nicht mit Krauser Schlagbäumen sperrten, die aber zu schwach, zu resignirt, zu

sehr in strenge Kasernensitte gewöhnt waren, um sich früh den ihrer Zahl und Wirtschaftskraft gebührenden Machttheil sichern zu können. Daß auch im deutschen Norden die Bourgeoisie schließlich — nicht zu offener Klassenherrschaft, aber — zu einer im latenten Wirken unüberstehlichen Macht kam, dankt sie nicht dem Pathos ihrer Redner, nicht den Feiertagsgebeten der berühmten Träger des nationalen Gedankens, sondern den in die neue Welt passenden Männern, die Konjunkturen erpäßten, große Vermögen häuften, Banken gründeten und Kartelle schufen, nicht den Laster und Bannigten, sondern den Krupp, Hansemann, Bleichröder, Stumm. Sie waren Progenen, die Väter der neuen Herrscher; Rudolf von Bannigten aber wird nur als ein liebenswürdiger Epigone im Gedächtniß des nächsten Geschlechtes fortleben.

An Bannignens Sohn kam aus Neval das folgende Telegramm: „Ich erhalte soeben die Nachricht von dem Heimgange Ihres verehrten Herrn Vaters. Das deutsche Volk wird dem Berewigten, der von Jugend auf ein Vorkämpfer des nationalen Gedankens war, um dessen Verwirklichung er sich hohe Verdienste erworben hat, ein treues Andenken bewahren. Ausgezeichnet als Mensch, durch Selbstlosigkeit und Würde des Charakters, eine Zierde des deutschen Parlamentarismus und ein hervorragender Beamter, wird er in unserer Erinnerung fortleben.“ Wer erräth den Verfasser? Nein: es ist nicht der Kaiser, sondern der Kanzler. Schärfe Dies, lieber Leser, ein, wenn Du vor Irrthum bewahrt bleiben willst: Graf Billow kopirt den Stil des Kaisers, Freiherr von Rheinbaben den Stil des Kanzlers. So kam es, daß die Reden und offiziellen Schriften dreier im Deutschen Reich hochgestellten Herren kaum noch auseinanderzuhalten sind. Und das Neuste: auch Graf Bernhard von Billow, des Reiches Kanzler, läßt sich schon im Eisenbahnwagen Vortrag halten.

In der Wochenschrift „Die Werkstatt der Kunst“ ist bündig bewiesen worden, daß der Maler Professor Hugo Vogel, Mitglied der berliner Akademie der Künste, akademischer Lehrer und Inhaber der Großen Goldenen Staatsmedaille, die Hauptgestalt des vom Staat bei ihm für das merseburger Ständehaus bestellten Gemäldes „Die siegreiche Germania“ mit Sklaventreue der Jeanne d'Arc des französischen Plastikers Paul Dubois nachgebildet hat. Der Herausgeber der Wochenschrift spricht mit vollem Recht von einem „geistigen Diebstahl“. Ein warm in den höchsten Ehren sitzender deutscher Künstler, der für die Germania kein besseres Modell weiß als die Puocolle eines Franzosen, muß ein mitleidenswerth armer Mann sein. Ein so dreistes, erbärmliches Plagiat aber darf man selbst ihm nicht verzeihen. Doch Herr Vogel scheint sehr gute Freunde in der Presse zu haben. Denn bis jetzt ist die Enthüllung seiner Schande, so weit ich zu sehen vermag, noch nicht in die Tageszeitungen gelangt, deren Macher sonst doch nicht ganz ungern nach solchen Sensationen greifen.

Man schämt sich fast schon, ernsthaften Leuten noch vom seligen Dreibund zu erzählen; heute aber muß es geschehen. Triumphirend hatten vor ein paar Wochen die Offizösen gerufen, der Vertrag sei ohne die allergeringste Aenderung verlängert worden. Die Offizösen hatten gelogen: die Militärkonventionen, die für den Kriegsfall Italiens — und Oesterreichs? — Hilfeleistung fixirten, waren nicht erneuert worden. Ja, grinsten die Ertrappten, diese Abmachungen gehörten eben nicht zum eigentlichen Dreibundertrag; und „es ist begreiflich, daß sie in dem Augenblick er-

loshen sind, in dem die Kriegsgefahr selbst verschwand". Begreiflich ist für wahre Menschen erstens, daß diese Abmachungen ein integrierendes, vielleicht der wichtigste Theil des Vertrages waren; und zweitens, daß der Dreibund jeden Sinn und Zweck verloren hat, wenn, wie die Meute bellt, „die Kriegsgefahr selbst verschwunden ist". Das jetzt Entschlossene stimmt aber mit dem hier seit Jahren Besagten völlig überein: der Dreibund ist für das Applausbedürfniß diplomatischer Wortmacher unentbehrlich: nur soll man nicht glauben, er könne bei eintretender Kriegsgefahr dem mehr als je vom Haß umlauerten deutschen Volk heute noch Nutzen bringen.

* * *

Fremde, die so unvorsichtig waren, während der Sommermonate in berliner Schauspielhäuser zu gehen, beklagen sich in heftigen Briefen über die skandalösen Vorstellungen, die ihnen geboten wurden. Am Schlimmsten, schreiben sie, sei im Deutschen Theater. Ist es nicht glatter Betrug, fragt Einer, wenn dem Fremden, der die Schauspielernamen nicht kennt und sich auf den guten Ruf der Theaterfirma verläßt, für sein schweres Geld Stämperrien vorgesetzt werden, die er sich im heimischen Stadttheater nicht gefallen ließe? Vielleicht Ich habe mir die Zettel des Deutschen Theaters angesehen und gefunden, daß in den Monaten Juni und August ehrenwerthe Herren und Damen, die sonst als meldende Diener, Zosen und Scheuerfrauen beschäftigt werden, Hauptrollen spielten und spielen und daß manchnal sogar, wie es heutzutage nur noch bei den kleinsten Schmieren Unsitte ist, zwei wichtige Rollen eines Stückes von einer Person dargestellt werden. Die Preise sind nicht herabgesetzt, alle Vertreter erster Häuser aber beurlaubt und die Aufführungen müssen wirklich viel schlechter sein, als man sie in Stettin oder Chemnitz findet. Warum geht von den Kritikern der Tagesblätter nicht einmal einer, ohne vorher durch die Forderung eines Freibillets das Warnungssignal zu geben, in solche Sommervorstellung und spricht dann öffentlich aus, was ist? Der Fremde, der tausendmal gelesen hat, das Deutsche Theater sei das großartigste Schauspielhaus auf dem Erdbund, muß, wenn er die berühmte Firma auf dem Zettel liest, glauben, für seine fünf oder sechs Mark werde er sicher eine gute Aufführung sehen. Ihm wird die falsche Thatsache vorgespiegelt, was er da sieht, sei die normale Leistung des Deutschen Theaters, während es doch die Uebung von Anfängern und Juvaliden ist. Daß ein strupelloser Theatergeschäftsmann, wenn Niemand ihm auf die Finger sieht, auf Abbruch wirtschaftet, um schnell, ehe er ausgemietet wird, noch ein paar Groschen zusammenzuscharrten, ist nicht allzu wunderbar. Die Geyrellten aber sollten, statt ihren Unmuth in Scheltbriefen auszutoben, kluge Rechtskenner fragen, ob in solchem Verfahren nicht die Thatbestandsmerkmale bewußter Täuschung gegeben sind.

* * *

Ein paar Worte noch als Nachtrag zu dem im vorigen Heft erzählten posener Roman. Zuerst das Milieu. In Provinzialhauptstädten, namentlich in solchen ohne überragende Industrie, spielt die Rangordnung und die gesellschaftliche Unterscheidung nach der Mandarinenknopfszahl stets eine große Rolle. Die „Spitzen“ der militärischen und civilen Behörden nehmen sich selbst ungemein wichtig. Sie sind gewöhnt, auf der Straße begrüßt, in jedem Laden oder Wirthshaus mit ihrem vollen Titel angebetet zu werden, können ohne diesen ihren Verdiensten gespendeten Tribut nicht mehr leben und finden Sankt Moritz und Florenz unausstehlich, weil der Kellner, das

Zimmermädchen, der Hausknecht sie da nicht all in ihrer Würde kennt. Zu Haus ist's behaglicher. Ins Reich der Spitzen dringt kein Profaner. Jede Spitze weiß, was der anderen ziemt, und jedem Verstoß folgt die strengste Sühne. Todfeindschaften entstehen, weil Jemand bei Tisch nicht den Platz bekommen hat, der seiner Rangklasse gebührt, und die Frau eines Landgerichtsdirektors wird geküßt, wenn sie einen Brillantring trägt, der am Finger der Oberpräsidialrätbin fehlt. Dieser genau abgestufte Klängele ist während der Wintermonate fast täglich vereint, denn irgendwo giebt's immer ein Diner oder ein Tänzchen, zu dem sämtliche Spitzen geladen sind; und man kann sich leicht vorstellen, wie nett der Klatsch sich da von Haus zu Haus rankt. „Wieder Rinderfilet und der dünne Berncastler aus dem Kasino! Excellenz wird sich durch übermäßige Repräsentation auch nicht zu Grunde richten.“ „Haben Sie bemerkt, wie die Erste Staatsanwältin sich gestern aufgeschürt hat?“ „Ich sitze zu weit von diesen Leuten entfernt, habe aber davon gehört.“ „Denken Sie: die Prudelwitz renommirt, ihr Mann brauche nur zu winken, dann müßten die Rätbe antreten, und der ganze Magistrat habe Honneur zu machen, wenn der Regierungspräsident in den Saal tritt. Doch haarsträubend!“ Und so weiter. Was uns Karikatur scheint, ist ungeschälte Wirklichkeit; und vielleicht brauchen diese armen Men'schen den täglich erneuten Kampf für die Wahrung ihrer Standeswürde und die Wonne, auf Oeringere von der Höhe stolz herabzuschauen, um anderer Versuchung widerstehen zu können. In Posen wars schon früher besonders schlimm. Als Albrecht von Moon die zwanzigste Infanterie-Brigade bekommen hatte, schrieb er an seinen Freund Fischer: „In unserer freilich recht theuren und beschränkten, sonst aber behaglichen Wohnung (Wilhelmstraße, vis-à-vis der Post, zwei Treppen hoch) befinden wir uns ganz wohl. Was die geselligen Verhältnisse betrifft, so weißt Du, daß Posen eigentlich eine sehr kleine Stadt (inmitten vieler schauerhaften Dörfer) mit einer verhältnißmäßig großen Gesellschaft ist. Diese Gesellschaft — lediglich Offizier- und Beamten-gesellschaft — hat an der durch ihre Zusammensetzung bedingten Einseitigkeit und an den Mängeln der Kleinstädtereie zu leiden und entschädigt — uns wenigstens — nicht durch eine gewisse, fast übertriebene Vehaftigkeit des geselligen Verkehrs. Zunächst müssen wir mit den Wölfen heulen und allen Trübel theilen, ja, so weit es geht, vermehren helfen; später hoffe ich eine isolirtere Stellung für mich und meine Frau gewinnen zu können.“ Das war im Januar 1857. Und im ersten Heft der „Zukunft“ stand 1892: „Die freundliche und saubere Stadt Posen erschien mir wie die kleinste Karikatur unseres lieben Vaterlandes: ein militärischer Gürtel ringsum, drinnen ein Halbbugend einander fremder Welten. China an der Warte. Da giebt's eine Offizier- und eine Beamten-Kaste, eine polnische und eine jüdische Gesellschaft, dazwischen Brahminen aller Bekenntnisse. Sie gehören dem selben Staatsverbande an, aber sie meiden einander und jeder Eindringling hat eine Quarantäne durchzumachen, bevor er sein Menschenantlig enthüllen darf. Das ist des deutschen Landes so der Brauch; der Lieutenant muß vor dem Fähnrich selig werden und der Herr Amtsgerichtsrath kann unmöglich mit jedem Krämer verkehren, der vielleicht so zu sagen auch ein Mensch, sicher aber ein Jude ist. Und dieser Kastenstaat hofft, den polnischen Landsgeossen so zu imponiren, daß sie schleunig die nationale Tracht ablegen und sich gut deutsch verummnen, ohne doch zu wissen, wo sie dann als empfangfähig gelten könnten, sollten, dürften.“ Ist damit nicht schon der Schauplay bezeichnet, auf dem der Fall Öhning sich abgepielt hat? Und in den letzten zehn Jahren ist's gewiß nicht besser

geworden. Die „schauderhaften Dörfer“ sind einverleibt, die Stadt ist größer, sieht reicher und stattlicher aus, aber die politischen und sozialen Gegensätze haben sich nur noch verschärft. Der Palatismus ist entstanden, der Antisemitismus nicht geschwunden. Die Hauptmannsrau ist wüthend, wenn sie Jüdinnen auf theuren Vollblutpferden ausreiten sieht, und der reiche jüdische Kaufmann blüht glänzend auf eine Gesellschaft, in der er weniger gilt als ein Regierungsassessor oder blutjunger Lieutenant. Dazu kommt, daß, seit von Berlin die Weisung erging, den Osten zu „heben“, jeder Beamte sich berufen glaubt, an der Warthe das gefährdete Deutschtum zu retten, jeder dem Nebenmann zutraut, er könne ihm mit schlauem Griff einen Stein vom Damenbrett bringen. Mißtrauen gegen die Nachbarschaft und gesteigertes Selbstgefühl erleichtern den geselligen Verkehr nicht. Man soll Distanz halten und doch nicht hochmüthig scheinen, der Tradition treu bleiben und doch volkstümlich sein, den Polen die Zähne zeigen und doch jeden Konflikt ängstlich meiden. Und als eine Spitze dieser Gesellschaft denke man sich den Provinzialsteuerdirektor und Geheimen Oberfinanzrath Vöhning mit seiner dritten Frau, der Tochter des Feldwebels von den Sechßern! Ja, verdammt noch mal, heißt es in den Kasinos und auf der Regierung: wie soll man sich eigentlich zu dem alten Kommißknäuel stellen? Verkehr auf gleichem Fuß ist natürlich doch ausgeschlossen. Ganz schmeiden kann man den würdigen Mann, wenn er zufällig beim Schwiegersohn rumwimmelt, auch nicht; der Geheimen Ober ist ohnehin kein übermäßig angenehmer Passagier. Eine eklige Geschichte. Der Oberpräsident hatte Recht, als er zu Vöhning sagte: „Solche Heirath kann ein Ministerialrath sich gestatten; Sie könnens nicht.“ In der großen Stadt verschwindet der Einzelne, guckt der Nachbar ihm nicht in den Topf, giebt es so viele Spizen, daß zu der Beobachtung, ob eine davon etwa über Nacht angelausen oder stumpf geworden sei, in der Hast des Alltagsgetriebes nicht oft Zeit bleibt. Da sind Fürstinnen hoffähig, die wegen Ueberruches geschieden wurden, und an der Seite der Exzellenzen schreiten Frauen einher, deren allerlei Arges nachgetuschelt wird. Die Pfirsiche sind in dem großen Korb so eng an einander gepackt, daß man die Flecken nicht sieht. In einer Provinzialstadt ist Alles klein, Alles nah und der Beamte, der seines Lebens froh werden will, muß auf der Heerstraße der Korrektheit bleiben. . . Eine der merkwürdigsten Seiten der Sache ist noch gar nicht beachtet worden. Der Personalbezernter des Finanzministeriums versprach Herrn Vöhning, er werde beim Ausscheiden den Nothen Adlerorden zweiter Klasse erhalten. Die Aussicht auf Dekoration sollte den Stürzigen zur Fügbarkeit stimmen. Das scheint jezt Mode zu werden. Auch in einer anderen Ostprovinz wurde neulich ein buntes Bändchen an die Angelrute geknüpft. Der Generaldirektor eines großen Hüttenwerkes hatte in seiner Gemeinde mühsam die Errichtung eines Gymnasiums durchgesetzt. Der Landrath war gegen den Plan, seine Agitation blieb aber unwirksam, weil der Industrielle selbst Geld gab und seine Aktionäre zu beträchtlichen Spenden überredete. Als das Gymnasium endlich gebaut war und „eingeweiht“ — so sagt man ja wohl — werden sollte, ließ der Regierungspräsident den Generaldirektor zu sich bitten und sprach ungefähr also zu ihm: „Wenn Sie mir den persönlichen Gefallen thun, den Landrath zur Feier zu laden, befristworte ich, daß Sie einen Orden bekommen.“ Der Generaldirektor wollte den Herrn, der ihm so lange offen und heimlich Schwierigkeiten gemacht hatte, nicht einladen und bekam keinen Orden. Diese Hilstüchlein sind im Grunde viel interessanter als erotische Geschichten aus dem Leben der Staatskammerkassabarien. Wenn es so

weiter geht, werden die Sozialdemokraten für ihren Antrag, Orden in die Tarifrubeil des Kinderpielzeugs zu stellen, wenigstens im Lande bald eine Mehrheit finden.

Der Kaiser hat in Schwerin Fritz Reuter, der in Berlin zum Tode verurtheilt wurde und, ehe er an Mecklenburg ausgeliefert ward, vier Jahre lang in preussischen Festungen saß, „einen der besten Klassiker unserer deutschen Schriftsprache genannt“. Das Urtheil ist, politisch und literarisch, erfreulich; um so erfreulicher, als der Kaiser kurz vorher die Widmung eines Romans der Frau von Eschstruth angenommen hatte. Schriftsprache aber nennt man die Sprache der Gebildeten, im Gegensatz zu den Volksmundarten. Und Reuters Ruhm bleibt, daß er in mecklenburgischem Dialekt Menschheitsgeschichte zu erzählen vermochte. . . Ja, Frau Nataly von Eschstruth, Dichterin des „Mühlenprinzen“, des „Gänseleiel“, der „Erlkönigin“ und ähnlicher Gräucl. Als in den Zeitungen erzählt worden war, der Kaiser habe die Widmung ihres neuen Buches anzunehmen geruht, erklärte die stolze Dame: „Seine Majestät nimmt seit Jahren ein sehr gnädiges Interesse an meinen Büchern; und nicht ich war es, welche die Widmung meines jüngsten Romans in irgend einer Weise provozierte“.

Wenn Russen sehr heiter oder sehr traurig sind, wenn die Freude oder das Weid, der Wein oder der Wotka sie besonders zärtlich stimmt, dann tauschen sie mit den Genossen solcher Stimmung gern die Cigarettentaschen, Uhren, Ringe, Manchettenknöpfe, Hüte, russische Offiziere wohl auch Degen, Säben und Achselstücke. Das ist ein allgemein bekannter Brauch. Solcher Tausch soll bedeuten: zwischen uns Beiden giebt es keine Eigenthumsgrenze mehr; wir wechseln, wie Eheleute am Altar die Ringe, die bequäm zu erreichenden Symbole unsrer Besitzrechte. Wer je mit Russen beim Becher zusammentraf, hat ähnliche Regungen jäh erwachender Zärtlichkeit erlebt; am nächsten Morgen ist es meist dann vergessen. Auch dem Deutschen Kaiser ist diese Moskowiterfite natürlich nicht fremd geblieben. Und so hat er, offenbar in lustiger Laune, den Kaiser von Rußland, auf dessen Schiff er den Wandern der russischen Flotte vor Neval zusah, aufgefordert, mit ihm die Fangschmüre zu tauschen. Beide Kaiser haben sich wahrscheinlich königlich amüsiert, als sie sich diesen harmlosen Spah machten. Nun aber geschah etwas Allerliebste. Der muntere Einfall wurde in einem feierlichen offiziellen Telegramm nach Deutschland gemeldet. Und da von der Zusammenkunft der Monarchen, der die russische Regierungspresse von vorn herein den Charakter einer politisch gänzlich bedeutungslosen Formalität nachdrücklich gewahrt hatte, nichts weiter zu erzählen, auch nicht die allerkleinste Rede zu kommentiren war, griffen emsige Schreiber, die für die Aufgabe gemietzet sind, dem Nob täglich Etwas zu bieten, nach ihrer Füllfeder und kündeten laut: der Austausch der Aiguilletten sei ein Epoche machendes politisches Ereigniß, denn er bedeute so innige wie ewige Freundschaft zwischen den Häuptern der Häuser Hohenzollern und Romanow. Allerliebst, nicht wahr? Und die Schlußfolgerung, daß nun, trotz der Begehrlichkeit der Brotwucherer, der Zollfriede zwischen dem Deutschen Reich und Rußland gesichert sei, durfte, wie in Stadt und Land jeder wahrhaft liberale Mann begreifen wird, nicht fehlen. Das tränkclnde Väterschen Nikolai Alexandrowitsch, das unter gräßlichen Halluzinationen leidet, soll lange nicht so heiter gewesen sein wie an dem Tage, da diese überschwingende Deutung eines Seemannsfisches ihm vorgetragen ward.